

Wiener Stadt-Bibliothek.

A.

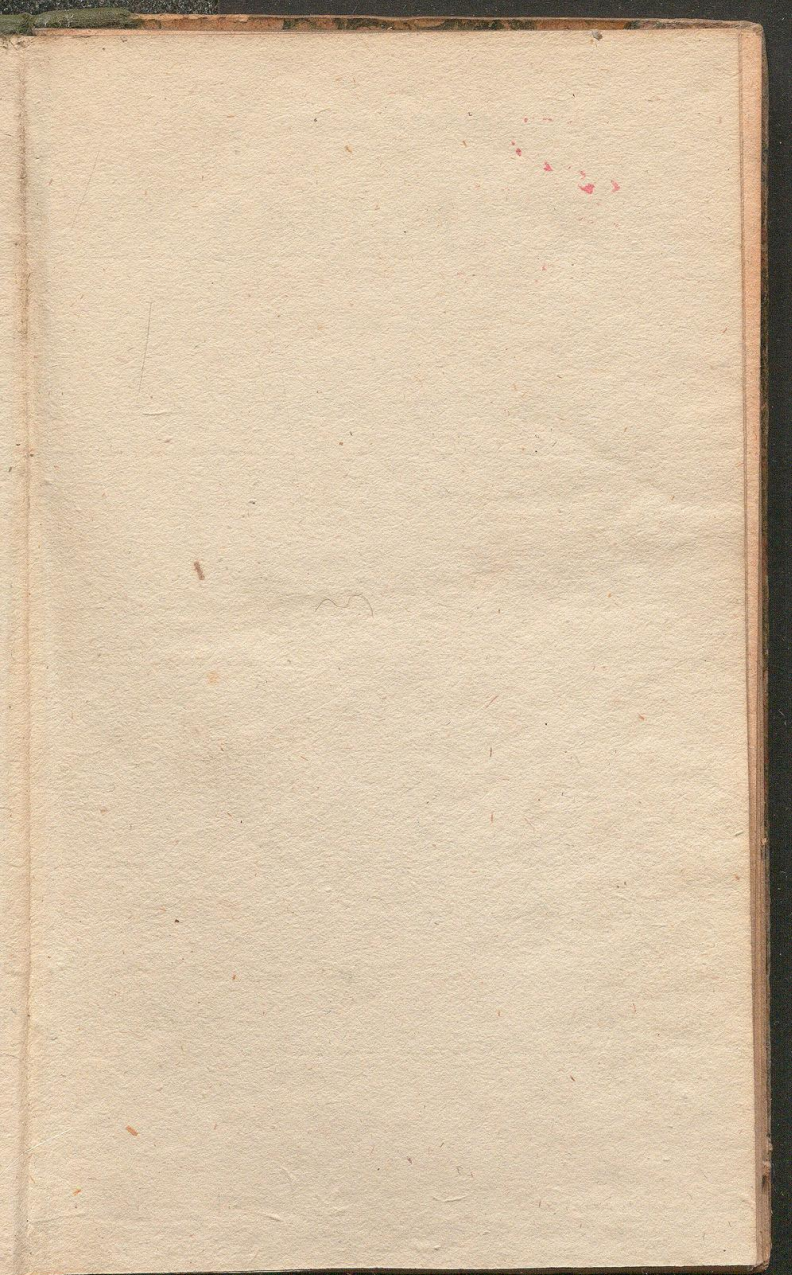
8918

1796
A

1796



~~888.~~
~~255~~
~~1107~~
~~460.~~



Sittlich = gemeinnütziges

Sonntagsblatt

f ü r

J e d e r m a n n,

vorzüglich

für Aeltern, und Kinder.



Erstes Bändchen für das Jahr 1796.

W i e n

Gedruckt in der k. k. privil. Taubstummen-
Instituts = Buchdruckerey.

Seyd (werdet) vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist, (das ist,) der Mensch soll als Geist stufenweise immer vollkommener werden. Er soll an Verstand und Einsichten, an Güte des Herzens und an Fertigkeit in braven redlichen Thaten, an Kunst und Geschicklichkeit in nützlichen Geschäften immer fort wachsen, und zunehmen, bis er von der Erde abscheidet; und im künftigen Leben soll er von der Stufe, wo er hier stehen blieb, noch höher steigen, soll ein immer vollkommener Geist, dem Unendlichen immer ähnlicher werden, ohne Maas und Grenze. Dieß ist die hohe Absicht unsers Daseyns; und Wahrheiten von solchem Werthe können nicht oft genug wiederholt werden. bis Thaten das Reden und Schreiben davon überflüssig machen.

Becker.





Am Eingange eines neuen Jahres.

Gott rief der Sonn', und schuff den Mond,
Das Jahr darnach zu theilen.
Er machte, daß man sicher wohnt;
Er heißt die Zeiten eilen;
Er ordnet Jahre, Tag und Nacht;
Auf! laßt uns ihm, dem Gott der Macht,
Ruhm, Preis und Dank ertheilen.

Herr, der da ist, und der da war!
Von dankerfüllten Zungen
Seh Dir für das verfloßne Jahr
Ein festlich Lied gesungen;
Für Leben, Nahrung, Trost und Rath,
Für Wohlfarth, Ruh' und jede That,
Die uns durch Dich gelungen.

Laß auch dieß Jahr gesegnet seyn,
Das Du uns neu gegeben.
Verleih uns Kraft, die Kraft ist Dein,
In Deiner Furcht zu leben.
Du schüzeß uns, und Du vermehrst
Der Menschen Glück, wenn sie zuerst
Nach Deinem Reiche streben.

Gieb uns, wofern es Dir gefällt,
Des Lebens Ruh und Freuden.

Doch schadet mir das Glück der Welt:
 So gieb mir Kreuz und Leiden.
 Nur stärke mit Geduld mein Herz,
 Und laß mich nicht in Noth und Schmerz,
 Die Glücklichen beneiden.

Hilf deinem Volke väterlich
 In diesem Jahre wieder.
 Erbarme der Verlassnen dich,
 Und der bedrängten Glieder.
 Gieb Glück zu jeder guten That,
 Und laß Dich, Gott, mit Heil und Rath
 Auf unsern Kaiser nieder.

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
 Auf Seinem Stuhle thronen;
 Daß Eintracht und Zufriedenheit
 In allen Ländern wohne;
 Daß Treu und Tugend bey uns sey;
 Dieß, lieber Vater, dieß verleihe
 In Christo, Deinem Sohne.

An meine kleinen Freunde und Freun-
 dinnen, welche dieß Sonntags-
 blatt lesen.

Herzensliebe Kinder!

Ihr habt vor zween Tagen mit Gottes Hil-
 fe einen neuen Abschnitt Euers Lebens, ein

neues Jahr angefangen. Mit der reinsten wärmsten Theilnahme an Euerm künftigen Schicksale, und mit uneigennütziger deutscher Redlichkeit wünsche ich Euch, Ihr möchtet nicht allein dieß neue Jahr, sondern noch so viele folgende, als Euch je lieb seyn wird, stets in wahrer Glückseligkeit verleben. —

Was meynet Ihr nun aber, meine Lieben, daß ich Euch mit den Worten, wahre Glückseligkeit, wünschen will? — Etwa bloß, daß Ihr immerhin genug und gut zu essen und trinken habe, so oft Euch hungert, oder durstet? — daß Euch Eure lieben Aeltern und Verwandten jetzt schöne Kleider schaffen, und einst ansehnliche Reichthümer hinterlassen? Kurz, daß Ihr Euer ganzes Leben bis ans Ende immer nach Hergenslust im steten Wechsel irdischer Belustigungen, und sinnlicher Freuden zubringen möchtet? — Gott behüte! So ein Wunsch wäre weder vernünftig, noch minder christlich, und ziemte sich gewiß vielmehr auf Thiere oder Thiermenschen, als auf Kinder eines gesitteten Staates. Auch traue ich es Eurer eigenen Vernunft und Erziehung zu, daß Ihr es bereits selbst einsehet, unsre wahre Glückseligkeit bestehe nie bloß im Genusse irdischer Güter; sondern in einem guten Gewissen, in pünktlicher Erfüllung unserer Pflichten, in innerer Zufriedenheit mit uns selbst, kurz, in ungeheuchelter beharrlicher Rechtschaffenheit und Tugend.

Des Essens, und Trinkens, und Spiezens, der sinnlichen Belustigungen und Wohlüste wegen hat uns der liebe weise Gott gewiß nicht in diese Welt gesetzt, und zu so einem Thierleben hätte er uns wahrlich weder Vernunft, noch minder eine unsterbliche Seele verleihen dürfen.

Wenn von Menschen die Rede ist, so versteht sich durch Leben ganz gewiß etwas mehr, als bloß wie eine unbeseelte Pflanze heranwachsen, von den Säften der Erde sich nähren, und von Zeit zu Zeit körperlich älter werden. Seine Zeit nützlich zubringen, so viel Gutes erlernen, als man Gelegenheit und Geisteskräfte hat, mit den Jahren verständiger und besser werden, Gott, seinem Fürsten, und dem Vaterlande treu und redlich dienen, kurz, ein rechtschaffener Mensch, ein ächter Christ, und ein guter Unterthan seyn, so ein Leben allein mag den Namen eines wahren Lebens mit Recht verdienen.

In diesem Verstande lebt also ein fleißiger ordentlicher Mensch ungleich mehr, als ein fauler. Im Schlafe wissen wir gar nicht einmal, daß wir wirklich leben. Nun hat aber ein Mensch, der während seines Lebens von den 24. Stunden, woraus, wie Ihr wißet, jeder Tag mit der darauf folgenden Nacht besteht, jedesmal nur 8 Stunden schlief, wenn er 60 Jahre alt geworden, ganze 20 Jahre verschlafen. Wahrlich eine

traurige Berechnung! — Sehen wir nun noch einen Menschen, der dem Schlafe, diesem bekannten Bruder des Todes, täglich wohl gar 10 Stunden und drüber widmet, und dem seine Hunde, seine Frisur, sein Tisch, sein Anzug, seine Spielgesellschaften und übrigen Vergnügungen noch täglich wenigstens 8 Stunden rauben, wie wenige Jahre mag wohl so ein Mensch am Ende seines Lebens, im eigentlichen Verstande des Wortes gelebt haben? Und wollte Gott, es gäbe nicht Menschen, die sich den Tag hindurch kaum Eine Stunde lang nützlich beschäftigen! —

Meine lieben Kinder! welch ein unaussprechliches Glück wäre es für mich, wenn ich im Stande wäre, Euch durch meine Sonntagsblätter recht gewissenhaft im Gebrauche der Zeit machen zu können! Wie viel würde ich dadurch zur Beförderung Eurer künftigen wahren Glückseligkeit beitragen? —

Ihr müßet mich aber recht verstehen. Auch das Gute, und selbst die Tugend hat gewisse Gränzen. Schlafen, dem Körper seine Ruhe gönnen, ist eben so nothwendig, als Essen und Trinken; und wer sich den nöthigen Schlaf entziehen wollte, würde eben so thöricht handeln, als derjenige, der ohne Noth zu sehr Hunger litte. Aber auch hier ist Mäßigkeit möglich und sehr nöthig. So wenig es dem Körper gedeiht, wenn man ihn ohne Unterlaß mit einer Menge Speisen

8

vollstopft, oder mit Getränken überlädt; eben so schädlich ist es für die Gesundheit, und noch dazu ein unverantwortlicher Zeitverlust, wenn man zu oft, oder zu lange schläft. Ein täglicher Schlaf von 7 oder höchstens 8 Stunden ist der zuträglichste für die Gesundheit; und sehr gut gethan ist's, wenn man ein Paar Stunden vor Mitternacht der ordentlichen Ruhe widmet. Allzulanger Schlaf aber verdickt das Geblüt, verdirbt die Säfte, macht blöde, und erschlaft die Glieder mehr, als er sie stärkt; und dann ist's ja auch, wie gesagt, Schade um die Zeit, die der Mensch länger, als nöthig wäre, im Bette unthätig zubringt, statt selbe zur Arbeit, zur thätigen Erfüllung seiner Pflichten, oder zur Ausbildung seines Geistes und zur Vervollkommnung seines ganzen Wesens zu benutzen.

Für die Zerstreungen und Erholungen des Geistes gilt ebenfalls die alte goldne Regel: Alles hat seine Zeit. Immer mit angestregten Kräften arbeiten, ist dem Menschen ganz und gar unmöglich. Man mag seine Geschäfte mehr mit dem Körper, oder mehr mit dem Geiste verrichten, nach Verlauf einiger Zeit wird der Geist eben so gewiß müde, wie der Körper. Der Mensch muß also immer einige Ruhepunkte haben, in welchen er Körper und Geist, so zu sagen, abspannt. So eine Ruhezeit ist auch für ihn

eigentlich kein Verlust, sondern vielmehr ein Vortheil zu nennen; weil Geist und Leib, wenn sie eine Weile geruhet haben, allezeit wieder desto geschickter, und kräftiger zur ferneren Fortsetzung der Arbeit werden; eben so, wie, wenn man sich im Spazieren, oder auf einer Reise hat müde gegangen, und dann wieder eine Weile ruht, man sich dadurch so gestärkt fühlt, daß man endlich den vorgegenommenen Weg eher zurücklegt, als man ihn zurückgelegt haben würde, wenn man ohne zu ruhen, ununterbrochen wäre fortgegangen.

Wie diese Erholungen für Euch, meine lieben Kinder, beschaffen seyn sollen, daß sie Euerm Körper und Geist nicht allein nicht schädlich, sondern wohl gar recht nützlich, und sehr angenehm werden mögen, werde ich, wills Gott, Euch ein andermal erklären. Indes empfehle ich Euch die eben erwähnte alte Regel: Alles zu seiner Zeit, noch einmal nachdrücklichst.

Der Erholungsstunden, wenn Euch anders Euer künftiges Glück lieb ist, muß es für Euch allemal weniger als der Arbeitsstunden geben. Nur alsdenn erst, wenn man ehevor recht fleißig gewesen ist, hat man einen gerechten Anspruch auf Erholung, und dann schmeckt auch die Ruhe süßer. Erst gearbeitet, und dann geruhet. Besonders verschiebt nie eine Arbeit, die Ihr heute thun könnet, und sollt, auf morgen; sonst

werdet Ihr einft, wenn Ihr Aemter von vielen Gefchäften erhaltet, unglückliche Menfchen. Heute etwas aufgefchoben, und morgen wieder etwas, fo ift am dritten Tage fo viel Arbeit beifammen, daß Ihr Euch davor fürchtet, und fie entweder liegen laffet, und alfo Euch immer noch mehr aufladet, oder daß Ihr, um der verhaßten Bürde mit Einemmale los zu werden, zu fehr eilet, und folglich schlechte, unverantwortliche Arbeit macht.

Genauere Ordnung in den Gefchäften, und gehörige Eintheilung der Zeit find aus vielen Urfachen fehr nöthig, und, meine lieben Kinder, Ihr könntet es Euern wohlmeinenden Aeltern und Lehrern nur mit Unrecht übel nehmen, und werdet es denfelben dereinst bey reiferem Verftande gewiß herzlich danken, wenn fie Euch jetzt zu diefer Ordnung und Zeiteintheilung mit fcheinbarer Strenge anhalten. Macht Euch alfo, ich bitte Euch fo herzlich, als je ein Menfch bitten kann, macht Euch diefe Liebe und beftigermeynte Fürforge, wie Ihr es vor Gott, und in Euerm Gewiffen fchuldig feyd, gehörig zu Nutzen, und beweiset es immer durch ftehen Fleiß, und guten Gebrauch der Zeit, daß Ihr es Euch recht gut gemerkt habt, daß auch ein dem Scheine nach nur geringer täglicher Zeitverlust im Ganzen des menfchlichen Lebens eine fehr anfehnliche Summe verlorner Stunden ausmacht.

Leider beweist es die tägliche kraurige Erfahrung, daß die Menschen im Allgemeinen mit der Zeit weit verschwenderischer umgehen, als mit dem Gelde. Oft trägt man Bedenken, einen Groschen auszugeben. Zwanzig Groschen, heißt es, machen einen Gulden. Aber wenn es darauf ankömmt, ein Stündchen, auch wohl einen halben oder ganzen Tag einem Vergnügen aufzuopfern, und ein dringendes Geschäft zu verschieben, dazu ist man oft leicht zu bereden. „Es ist ja morgen wieder ein Tag, pflegt man zu sagen, und damit tröstet man sich, und bedenkt nicht, daß zwar morgen wieder ein Tag ist; aber ein ganz anderer Tag, als der heutige war. — Mehrere Minuten machen eben so richtig eine Stunde aus, wie zwanzig Groschen einen Gulden; und täglich je nur 10 Minuten verloren, giebt binnen Jahresfrist 60 Stunden 50 Minuten, und folglich in 60 Jahren (die 15 Schalttage dazu gerechnet) 152 Tage 4 Stunden und 30 Minuten. — Sollten wir aber, die Sache genau erwogen, nicht noch sparsamer und gewissenhafter mit der Zeit wirtschaften, als mit dem Gelde? — Geld kann man sich immer wieder erobern, wenn man seine Zeit gut zu benützen weiß, und was Nichtiges gelernt hat; aber eine einmal verlorne Stunde kehrt nie wieder zurück, bleibt ewig verloren.

Ein Kinderlied
über den gewissenhaften Gebrauch je-
der gegenwärtigen Zeit.

D Kinder brauchet die Zeit!
Denn keine jener Stunden,
Die einmal Euch entschwunden,
Ja selbst kein Augenblick
Kehret jemals Euch zurück.
Drum brauchet jetzt die Zeit!

D Kinder brauchet die Zeit!
Die Blüthe Eurer Jugend,
Der Weisheit und der Tugend
Mit wahrem Ernst zu weihn,
Wird nimmer Euch gereun. —
Drum brauchet jetzt die Zeit!

D Kinder brauchet die Zeit!
Denn müß'ge Stunden zählen
Heißt nur, sich selbst bestehlen;
Das Loos des Faulen ist
Verachtung, wie Ihr wißt.
Drum brauchet jetzt die Zeit!

O Kinder braucht die Zeit!
 Das Gute stets verschoben
 Heißt nicht das Gute lieben;
 Jetzt ist die Zeit der Saat
 Für jede gute That.
 Drum brauchet jetzt die Zeit!

O Kinder braucht die Zeit!
 Von Eurem ganzen Leben
 Müßt Ihr einst Antwort geben.
 Man legt am Greisenstab
 Die Fehler nicht mehr ab.
 Drum brauchet jetzt die Zeit!

Vom Schläfe.

Stephan, ein siebenzigjähriger Greis, beklagte sich gegen seinen Freund über die Kürze des menschlichen Lebens. Das wunderte mich, antwortete dieser. Mir hat es immer geschienen, als wenn dir das Leben eine Last wäre, weil du es so verschwendest hast. Du bist täglich um 8 bis 9 Uhr aufgestanden, da du doch um 5 Uhr hättest aufstehen können. Folglich hast du dich täglich wenigstens um 3 Stunden gebracht, wöchentlich um 21, und jährlich um 1092. Wenn du nun von deinem achten Jahre an täglich 3 Stunden von dein

nem Leben verderbt hast, so hast du dich durch diesen unnöthigen zu langen Schlaf in 63 Jahren, die Stunden der 15 Schalttage dazu gerechnet um 7 Jahre, 44 Wochen, 5 Tage und 9 Stunden selbst gebracht. Warum klagst du denn über die Kürze des menschlichen Lebens, da du dir es selbst verkürzet hast? —

Da erschrock der Greis, schlug die Hände zusammen, und weinte. „O! rief er aus, wäre ich im Stande diese Zeit wieder zu erkaufen, mein ganzes Vermögen wollte ich darum geben!“ Nun war es aber zu spät. —

2.

Der kleine Friß hatte eine starke Abneigung gegen das frühe Aufstehen. Ob er es nun gleich wohl einsah, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und auch oft den Vorsatz faßte, diesen Fehler zu verbessern, so wollte es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden.

Nun war es im Sommer, und er wachte einmal des Morgens um 5 Uhr auf. Plöze

lich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bey sich selbst: einmal muß ich doch den Anfang machen. Mit diesem Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es gieng ihm aber ein Schauer durch den ganzen Leib; so stark empödrte sich seine Trägheit dagegen.

Er zog sich indeß doch geschwind an; allein während dem Anziehen war es ihm immer noch, als ob er sich noch einmal ins Bett legen sollte. Ein paarmal war er auch wirklich schon in Versuchung es zu thun; aber er besiegte die Versuchung glücklich. Nachdem er sich mit frischem Wasser gewaschen, und vollends angekleidet hatte, setzte er sich hin, und bereitete sich auf seine Lektionen, und mit Vergnügen bemerkte er, daß ihm alles weit besser von statten gieng, als sonst. Sein Lehrer war den Tag über ganz außerordentlich mit ihm zufrieden, und seine Aeltern, welche dieses hörten, überhäufeten ihn mit Liebkosungen. Er selbst war heiter und vergnügt, es war ihm, als hätte er heute ein neues Leben angefangen. Da dachte er bey sich selbst: belohnt sich so eine kleine Selbstüberwindung, welche das frühe Aufstehen mich heute kostete, mit so großem Vergnügen; o! so wäre ich ja wohl ein rechter Thor, wenn ichs nicht alle Tage so machen wollte!

Er that's; mit jedem Morgen ward's ihm leichter, eben so früh aufzustehn. Endlich wurde es ihm sogar zur Gewohnheit, so daß er niemals länger schlafen, und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

3.

Gottfried und Röschen wurden in ihrer Jugend von ihren Aeltern dazu gewöhnt, früh aufzustehn. Dieß wurde ihnen anfänglich sehr schwer, nach und nach aber immer leichter, und endlich zur förmlichen Gewohnheit. Wenn sie nun die Sonne so schön aufgehen, und das prächtige Morgenroth sahen, und die erquickende Kühleung des Morgens fühlten, oder im Frühlinge Nachtigallen und Lerchen hörten, so sagten sie öfters: **Guter Gott!** welch ein schöner Morgen! Den ge-
ndßen wir auch nicht, hätten uns unsere lieben Aeltern nicht zum Frühaufstehn gewöhnt!

 Druckfehler.

Im vorigen Blatt No. 12 Seite 183 Zeile
23 lies gen statt gern.

Z u s c h r i f t
 an die Aeltern, welche das Sonntags-
 blatt lesen.

Wertheſte Freunde!

Ihr liebt, als gute Menschen, ich bin es überzeugt, Eure Kinder gewiß recht herzlich, und als ächte Christen und redliche deutsche Bürger wünschet Ihr ohne Zweifel auch nichts so sehr, als Eure lieben Söhne und Töchter glücklich zu machen, und wenn Gott Euch dereinst am Ende Eures zeitlichen Lebens von hier weg ruft, selbe dem lieben Vaterlande recht brauchbar und tugendhaft zu hinterlassen, den seligen Trost, daß Ihr die Hauptpflicht Eures Standes, das wichtigste Geschäft der Kinder-Erziehung, immer gewissenhaft besorget habt, mit Euch ins Grab zu nehmen, vor dem allwissenden Richter darüber gut zu bestehen, und den Lohn würdiger Aeltern in der Ewigkeit zu empfangen.

An guten Willen, Euren Kindern frühzeitige Liebe zur Tugend, als der einzigen Quelle wahrer Glückseligkeit, ins Herz zu flößen, fehlt es Euch also wohl nicht; nur wiſſet Ihr vielleicht nicht alle, wie Ihr es eigentlich in Eurem Unterrichte angehen solltet, um diesen Euren sehnlichsten Herzenswunsch recht sicher, und möglichst bald in Er-

füllung zu bringen. Auf allen Fall will ich Euch also heute wohlmeynend sagen, was mich über diesen äußerst wichtigen Punkt theils selbst eigene vieljährige Erfahrung gelehret hat, theils was auch mit, und vor mir alle aufmerksamen Jugendlehrer ebenfalls als richtig und bewährt gefunden, und bey jeder Gelegenheit allen Aeltern und Erziehern nachdrücklichst empfohlen haben.

Den Kindern frühzeitig Religion und Sittlichkeit bezubringen, und ihnen jede Art Fehler abzugewöhnen, ist auf der ganzen Welt gewiß nichts dienlicher, als wenn man denselben die vorkommenden Wahrheiten, sittlichen Lehren und Pflichten immerhin in Erzählungen und Fabeln sinnlich einzukleiden weiß, und sie dann auch nicht bloß gegen die prachtvollen und wunderbaren Schauspiele der göttlichen Schöpfung, sondern auch auf die alltäglichsten Gegenstände des gemeinen Lebens frühzeitig aufmerksam macht, und auch davon Gelegenheit zu ihrer sittlichen Ausbildung nimmt.

Ich will mich Euch über alle diese Punkte deutlicher erklären.

Gewiß ist's, daß Erzählungen und verständliche Lehren bey Kindern überhaupt alles vermögen. An Aeltern, welche immer so artige Dinge zu erzählen wissen, schmiegen sich die Kleinen mit der neugierigsten Aufmerksamkeit an, und gewinnen sie ganz vorzüglich lieb. Erinnern wir uns je nur selbst

an unsere Kinderjahre; welche lebhaftedaurende Eindrücke machten nicht oft die albernstern Märchen unserer Ammen und Wärterinnen auf unsere junge Seelen? Und sind nicht, eben dergleichen Erzählungen wegen, noch jetzt in mancher Familie die Kinder dem Hausgesinde ungleich mehr als ihren eigenen Aeltern zugethan? — Nun käme es also bloß darauf an, daß, weil die neugierigen Zungen so gar gern was erzählen hören, man sie statt fader elender kindischer Possen mit sittlich-lehrreichen Histörchen in angenehmer Abwechslung zu unterhalten wüßte.

Meine lieben Aeltern! Ihr werdet es vielleicht selbst schon öfters bemerkt haben: sagt man den Kindern auch tausendmal vor: **Gott ist gütig, weise und allmächtig**; so verstehen sie es entweder gar nicht, oder diese Art Unterricht macht auf ihre Herzen den gehörigen sinnlichen Eindruck nicht. Weiß man aber den rechten Zeitpunkt, und die gehörige Gelegenheit zu benützen, giebt man ihnen zum Beispiele in einem Garten, oder Weinberge, oder auch zu Hause gutes Obst oder süße Trauben zu essen, und schmeckt es den Kleinen eben recht gut, und fragt man sie dann: „Wisset ihr wohl auch, meine Kinder, wem ihr das alles zu verdanken habt?“ Sagt man ihnen alsdenn, wie der liebe Gott die Welt erschaffen habe, durch welche Mittel er sie erhalte, daß er alles gut gemacht

und weise anordne, wie und warum die verschiedenen Jahreszeiten so auf einander folgen u. d. m., dann werden es die Kinder verstehen, und mit so inniger Ueberzeugung glauben, daß Gott gütig sey, als sie sich auch von seiner Macht und Weisheit richtigere Vorstellungen machen werden, wenn man ihnen die Geschichte von Pharao und dem ägyptischen Joseph erzählt hat, als wenn man ihnen nur gerade zu vorsagte: „Gott ist ein Herr des Himmels und der Erde, seine Macht und Weisheit hat keine Grenzen.“

Versucht es, werthe Freunde, nur einmal selbst. Sagt Euren Kindern des Tages hundertmal: „Kinder, seyd fleißig!“ Gebt ihnen Verweise; wie wenig wird es helfen? — Erzählet ihnen aber ein Geschichtchen von einem guten Kinde, daß sich durch seinen Fleiß schon in der Jugend manches schöne Stück Geld erworben, davon nützliche Bücher, hübsche Kleider, und andere artige Dinge gekauft, und nach dem frühzeitigen Tode seiner Aeltern sich recht gut in der Welt fortgebracht hat; oder sagt ihnen von jenem faulen Knaben, der durch Faulheit und Müßiggang höchst unglücklich geworden, und endlich sein elendes Leben gar unter den Händen des Scharfrichters schändlich beschloffen hat; — was gilt's solche Erzählungen werden mehr Eindruck auf junge Herzen machen, als alle Strafgebote; sie werden fleißig werden.

Freylich kömmt es bey solchen Erzählungen auch sehr viel auf die Empfänglichkeit und auf das Alter des Kindes an, dann auch auf die Art, wie man dergleichen Histrörchen demselben vorträgt.

Mit Kindern von 5 bis etwa 7 Jahren muß man bey nahe eine ganz besondere Sprache reden; unmöglich können ihnen in diesem Alter schon alle Wörter und Redensarten unserer sehr reichen deutschen Sprache bekannt seyn. Wer mit solchen Kindern, wie mit seines Gleichen, reden wollte, würde wohl wenig Nutzen schaffen. Ein geschickter Erzähler muß sich allerdings zur Kindheit seiner kleinen Zuhörer herablassen, und denselben immer auch durch Ton, Miene, und Körperstellung das auszudrücken und deutlicher zu machen suchen, was seine Worte sagen wollen. So eine Sprache läßt sich freylich leichter reden, als Schreiben, und eben deswegen dürften auch die kürzesten Erzählungen, welche ich in mein Sonntagsblatt aufgenommen habe, nach Umständen für so gar kleine Zuhörer im mündlichen Vortrage noch etwas abgeändert, und wie gesagt, durch anpassende ausdrückvolle Geberden von Euch, liebe Aeltern, oder von Euren verehrten Hauslehrern noch mehr versinnlicht werden.

Was über diesen Punkt ein sehr verdienstvoller Schriftsteller und aufmerkjamer Beobachter der Kinder-Erziehung schrieb, soll Euch, meine Freunde, mit dieser Erzählungs-

art, und ihrem Nutzen noch bekannter machen.

„Ich besuchte“, so schrieb dieser edle Ungenannte, „im vorigen Sommer einen meiner Freunde. Er hatte eben sein fünfjährig Töchterchen auf dem Schooße, und erzählte ihm im folgenden Tone: „den vorigen Winter, liebes Fickchen! war es sehr kalt. Da erfror ein armer Mann, weil im hartherzige Leute das Almosen versagt hatten. Sey also ja sein wohlthätig, daß die armen Leute dich segnen, und nicht über dich zu Gott seufzen dürfen“. Das gute Mädchen sah bey dieser Erzählung so albern dazu aus, als wenn ihr der Vater den Durchgang der Venus durch die Sonne vorgerechnet hätte. Denn in der That hatte das gute Kind von der ganzen Erzählung fast gar nichts verstanden, und noch weniger dabey empfunden. Winter — erfrieren — hartherzig — versagen — segnen — das muß einem fünfjährigen Kinde beynahе so unverständlich seyn, als Mene Mene Tekel upharsin.

Ich eröffnete also meinem Freunde meine Gedanken; er wollte mir aber nicht recht geben. „Was ist denn das“, fragte ich nun, „liebes Fickchen: Winter?“ — „Winter ist, sagte sie, wenn wir in der kleinen Stube wohnen“. Dieß Zimmer pflegte mein Freund im Winter der leichtern Beheizung wegen zu beziehen.

Ich nahm hierauf das Kind vor mich, und erzählte ihm eben dieß Histörchen noch einmal auf die folgende Art: Liebes Fickchen! ehe die Blümchen, welche jetzt in deinem Garten blühen, aus der Erde hervorgewachsen, da war einmal alles mit Schnee bedeckt; da war die Gasse, der Garten, die Hausdächer, alles war weiß vom kalten Schnee — es war Winter. Da war es nun sehr kalt". (Hier mußte das Klappern der Zähne, das Zittern der Glieder, das ich nachahmte, erklären und ausdrücken, was kalt sey)

„Da war es kalt! — Da liefen die Kinderchen, damit sie zu ihren Aeltern in die warme Stube kämen, und bliesen in die Hände, die ganz starr von Kälte waren. Da war dir nun ein armer, armer Mann, der hatte ein kurzes Röckchen an, das gieng ihm kaum bis an die Knie, und das war überall zerrissen. Da guckte der Ellenbogen, da die Schulter hervor, man konnte ihm wohl gar auf die bloße Brust sehen. Der Arme hatte kein Häuschen, wo er hinein kriechen, kein Bettchen, darinn er schlafen konnte, keinen Kreuzer, für den er sich ein warmes Süppchen hätte machen können." (Hier hättet Ihr das gute Mädchen sehen sollen, wie sein Blick an meinem Munde hieng, als wollte es alle Worte auffangen; wie wehmüthig und mitleidsvoll seine Miene war!)

„Da kam der arme Mann in ein Dorf“
(Es versteht sich von selbst, daß ich eine so

traurige gebückte Stellung annahm, in welcher ein halb erfroren Bettler anzukommen pflegt.) „Ach, ach, Gott Lob, und Dank! sprach er, daß ich Häuser sehe, wo Leute wohnen, da werde ich mich nun erwärmen können. Er pochte am ersten Hause an: Liebe Frau! sagte er, da eine Bäuerinn heraus sah, liebe Frau! ach schenkt mir doch ein paar Pfennige, daß ich mir eine Suppe kochen machen lassen. Ich sterbe (im weinerlichen Tone) bennah vor Kälte. — Was da, sagte das Weib, so ein starker Kerl da! ihr könnt noch arbeiten“ (Hier nahm ich die Miene und den Ton eines bösen Weibes an) „und sie schlug das Fenster zu. Ach du lieber Gott! seufzte der Arme. (Es versteht sich von selbst, daß ich das böse Weibsgesicht, und rauhen Ton nun wieder nach den Umständen des Bettlers änderte) „und der Arme klopfte an einem andern Fenster an. — Was giebt's? (hier nahm ich die Geberde eines trägen gefühllosen Weibes an) rief eine dicke Frau heraus; da mußte man viel zu thun haben, wenn man allen Landstreichern geben wollte. So schlich der arme Mann von Haus zu Haus, und bekam nichts. Ein einziges gutes Mädchen, das ihm begegnete, zog ungebeten zwey Pfennige aus der Tasche, und gab sie ihm; denn mehr hatte es nicht bey sich. Der arme Mann hatte doch eine Freude darüber.

Gott vergelte es dir! (völlig im Tone eines halb erfrorenen Mannes, der endlich ein Almosen erhielt) sprach er, und gebe dir Gesundheit und ein langes Leben! Ich will für dich bethen, wenn mir der liebe Gott heute eine warme Stube bescheert.

Nun gieng der arme Mann mit seinen zwey Pfennigen in das Wirthshaus. Lieber Mann! sprach er zum Wirth, will er sich nicht erbarmen, und einen armen halb erfrorenen Mann bey sich wärmen lassen, und ihm ein Tröpfchen Suppe geben. — Habt ihr Geld? fuhr der Wirth ihn an. (Ton und Miene wird man nun schon errathen können.) Lieber Herr! war die Antwort, nicht mehr, als zwey Pfennige, und diese will ich ihm gern geben. — Was? zwey Pfennige? schrie der Wirth; meynet ihr denn, daß ich deswegen da bin, daß ich jeden Lumpenkert umsonst aufwarten soll? und schlug die Thür zu. Da hob der arme Mann die Hände in die Höhe (und ich hob sie ebenfalls auf, und geberdete mich jämmerlich) und schrie: Ach Gott, erbarme dich! Er gieng dann zum Dorfe hinaus, und wollte auf ein anderes Ort zugehen, das noch eine halbe Stunde weit entfernt war. Es wurde aber schon Nacht, und der Wind hatte dir den Schnee so herum gewähet, daß er keinen Weg mehr finden konnte. Er gieng eine ganze Stunde, und kam noch in kein Dorf. Endlich wurde er zu müde und ganz kraftlos. Er sank also

auf die Erde nieder, und berhete: Herr, ich befehle dir meinen Geist, mein Gott! mein Gott! (da schluchzete das Mädchen und weinte) weich nicht von mir. — Darüber schlief er ein, und war todt. (Und ich neigte nun auch mein Haupt, und schloß meine Augen, und schwieg, als wenn ich todt wäre.) —

Die Begierde, mit welcher mir das Mädchen zugehört hatte, ihre mitleidige Stimme, ihre Thränen bewiesen hinlänglich, daß ich weit unterhaltender, verständlicher und rührender, als mein Freund erzählt habe. —

Aus diesem Beispiele, liebe Aeltern, werdet Ihr nun doch deutlich genug einsehen, welche Erzählungsart Euern noch jüngern Kindern vorzüglich behagen, und ihrem Alter am natürlichsten anpassen möge; folglich auch wie Ihr nach Umständen die im Sonntagsblatte vorkommenden sittlichen Geschichtchen am nützlichsten für solche noch gar kleine Zuhörer dürftest anwenden können.

Daß dieß ebenfalls im Vortrage lehrreicher Fabeln, je nach Verschiedenheit und Alter der Kinder zu beobachten sey, versteht sich von selbst.

Nun können aber auch sehr alltägliche Dinge, die fast überall vor unsern Augen schweben, eine Schule der Weisheit und Tugend für die Kinder werden, wenn man sie auf diese Gegenstände frühzeitig aufmerk-

sam macht. Es ist beynahe kein Erziehungsfehler schädlicher, als wenn man, welches leider in grossen Städten sehr oft geschieht, die Jugend über solche dem Scheine nach gemeine Sachen ganz gedankenlos und unwissend seyn läßt.

Auch die Stadtkinder sehen öfters, besonders bey Gelegenheit ihrer Spaziergänge Gras, Bäume, Gärten, Blumen, Felder, Wiesen, die Sonne, den Mond, den prachtvollen Sternhimmel, verschiedene Scenen der abwechselnden Jahreszeiten, viele Insekten, Gewürme, besonders allerley einheimische Thiere, und auch zu Hause in ihren Wohnzimmern haben sie Brod, Obst, Gartenfrüchte und dergleichen mehr. Wüßtet Ihr nun, meine lieben Aeltern, mit allen diesen sichtbaren Gegenständen der Natur, und des alltäglichen gemeinen Lebens auch sittliche Lehren und nützliche Wahrheiten zu verbinden, und selbe so wie die Sachen, welche den Kindern bereits vor Augen schweben, auch ihrem Verstande und Herzen näher zu bringen; so müßten Eure Kinder gewiß überall einen lehrreichen Stoff zum Nachdenken, und einen fruchtbaren Saamen zu edlen Gesinnungen finden; alle die Ungezogenheiten und Ausschweifungen, welche insgemein aus der gefährlichen Gedankenlosigkeit, dem schädlichen Müßiggange, und aus der rohen Unwissenheit entspringen, würden größtentheils unterbleiben.

Die jungen Seelen der Kinder wirken immer eben so, wie jede menschliche Seele zu wirken pflegt. Mit jedem wiederholten Anblicke eines Gegenstandes vergesellschaften sich jene Vorstellungen oder Ideen wieder, welche mit einem vorherigen Anblicke eben dieses Gegenstandes sind verbunden worden. Auch diese Seelenkraft könnt Ihr, meine werthen Aeltern, für Eure Kinder recht wohlthätig benützen, und alle erfahrenen Jugendlehrer und Seelenkenner (Psychologen) werden mir hierinn bestimmen.

Wenn es ganz wahr ist, daß aus nichts auch nichts entsteht; wie sollten denn nach den Gesetzen des menschlichen Denkens in den Seelen der Kinder Vorstellungen entstehen können, ohne daß sie sich an etwas zum Grunde liegendes anschließen? — Und dieses Etwas müßte bey Kindern entweder in schon von Anbeginn vorhandenen sinnlichen Vorstellungen bestehen, oder in den von sichtbaren Dingen verursachten Empfindungen, oder in den Begriffen von alltäglichen Gegenständen des gemeinen Lebens, oder endlich in Erfahrungen sich gewöhnlich ereignender Vorfälle. Wollet ihr nun, werthe Aeltern, Eure Kinder entweder in Absicht auf den Verstand bilden, oder in Absicht ihrer Herzen veredeln; so müßt Ihr die sittlichen Wahrheiten an jene alltäglichen Erscheinungen gehörig anknüpfen; und wenn ich nicht gar sehr irre, ist diese auch die sicherste Vorbereitung zum Unterrichte in der Religion ihrer Väter.

Befäe man einen Acker mit dem trefflichsten Saamen, er wird doch die erwünschten Früchte nicht hervorbringen, hat man ihn eher vor nicht gehörig bearbeitet. Unkraut, Dörner und Disteln würden den besten Keim ersticken. Eben so verhält sich die Sache auch mit den Seelen der Kinder. Man muß sie erst für alles, was sittlich schön, edel, und wahrhaft gut ist, empfänglich machen, und so auf eine würdige Art für den wohlthätigen Einfluß der beseligenden Religionswahrheiten vorbereiten. Dazu sind auch ganz gewiß die erhabenen Gegenstände der pracht- und wundervollen Natur vorhanden, die uns allenthalben umgeben, sich mit angenehmer Gewalt in unsere Sinne dringen, und unsern Verstand zur Beobachtung reizen. Schon der Apostel Paulus rieth es uns, wir sollten den unsichtbaren Gott aus der sichtbaren Natur, aus seiner Schöpfung kennen lernen; und wies nicht selbst der göttliche Stifter unsrer christlichen Religion seine Zuhörer öfters auf die alltäglichsten Gegenstände aus der Natur, auf Blumen, Gras, Bäume, Vögel in der Luft, und andere Thiere zurück, und holte er nicht von diesen seine populären und einleuchtendsten Gleichnisse her, sinnlichen Menschen seine göttliche Sittenlehre und Religion recht faßlich ans Herz zu legen.

„Dazu den Kindern die Hand bieten, so schreibt ein sehr einsichtsvoller Jugendlehrer unsrer Zeit, daß sie lernen, den Gott der

Natur lieben; sie im Tempel der Schöpfung mit Gefühl gegen alles Schöne, und mit Hochachtung gegen sich selbst erfüllen; sie die natürlichen Wahrheiten mit Bewunderung empfinden lassen; wenn das nicht der erste und sicherste Weg ist, sowohl sittliche Menschen, als thätige Verehrer der heiligen Religion zu bilden; so weiß ich wahrlich keinen andern. Wer die Natur in ihren erhabenen Bildern voll unaussprechlicher Schönheit und Anmuth liebt, der ist gewiß auch schon ein innerlicher Freund der Religion; denn beyde, die Natur und die Religion, zeugen von dem nämlichen Gott, und tragen sein Gepräge an sich. Ist daher ein Kind nur erst so weit gebracht, daß es Geschmack an den Schönheiten der Natur empfindet, ja etwa nur mit Entzücken die Sonne bey ihrem Aufgange und Untergange betrachtet; — so will ich es gewiß zum edelsten Religionsverehrer bilden.“ —

Verehrteste Aeltern! ich habe euch nun wohlmeinend und aufrichtig dargethan, wie man mit leichter Mühe und sicher, der allgemeinen untrüglichen Erfahrung gemäß, den Kindern schon in der frühen Jugend durch angenehme sittliche Erzählungen und lehrreiche Benützung natürlicher Gegenstände rege Liebe zur Tugend, zur Rechtschaffenheit, und gewissenhafter Befolgung ihrer Pflichten ins Herz prägen kann. Es kommt nun auf Euch an, ob, oder in wie weit Ihr von diesem allerdings bewährten Erziehungs-

mittel einen Gebrauch oder Versuch zu machen gedenkt, oder nöthig habt. Auf jeden Fall habe ich, um Euch Eure Berufsgeschäfte doch zum Theil zu erleichtern, in mein sittlich-gemeinnütziges Sonntagsblatt durchgehends meist solche Erzählungen, Gespräche, Fabel und sittliche Beobachtungen über bekannte Naturgegenstände aufgenommen, welche in dieser Absicht Euch und Euren lieben Kindern sehr gute Dienste leisten dürften.

Wer den Kleinen beynähe täglich etwas Unpassendes und Lehrreiches erzählen, oder ja nur zu lesen geben sollte, dürfte wohl manchmal in sichtbare Verlegenheit gerathen, und von manchen anderen Amts- oder Standesgeschäften hingehalten, ist man nicht immer gleich im Stande, sich auf eine Kindererzählung zu besinnen. Aus dieser Verlegenheit könnt Ihr Euch also mit sehr geringem Aufwande ziehen. Aeltern und Kinder sollten in meinen Sonntagsblättern auf den Nothfall, und zu ihrem gesellschastlichen Umgange für Kopf und Herz, zum Erzählen und Lesen immer Stoff genug finden. Und sollte Euch, meine Lieben, wochentlich 1 Druckbogen, der bisherigen Einrichtung gemäß, zu wenig seyn, so dürft Ihr (versteht sich in hinlänglicher Anzahl) nur Euern Willen gefälligst äussern, und ich werde nicht ermangeln, Euch jede Woche zwey Bögen zu liefern.

Für Kinder von etwa 9 bis 14 Jahren sollte der Inhalt und Vortrag der in mein

Sonntagsblatt aufgenommenen Stücke, wie ich hoffe, auch ganz unverändert, überhaupt faßlich genug seyn; und hie und da mögen sie sich ihre Zweifeln allenfalls auch von ihren lieben Aeltern und Lehrern erklären lassen. Mit Kindern dieses Alters darf man schon nicht mehr kindisch reden; aber auch, wenn man ja etwas nützen will, nicht zu abstrakt, oder zu wenig sinnlich.

Und nun, liebe Aeltern, habe ich Euch alles gesagt, was ich Euch in Absicht auf den eigentlichen Zweck und gemeinnützigen Gebrauch meines sittlichen Sonntagsblattes sagen wollte. Verkennet meine bestgemeinte Zudringlichkeit nicht, und macht mir mit Eurem fortdauernden Beyfalle und zahlreichen Zusprüche noch recht lange das unaussprechlich selige Vergnügen, sowohl zu Eurem häuslichen Glücke, als zur Bildung und sittlichen Veredlung Eurer herzlichsten Kinder mein geringes Scherlein beitragen zu dürfen. Brüder, laßet uns nicht säumen, und auch nicht aufhören, Gutes zu thun. Haben uns die Finsternisse des Todes einmal überfallen, dann können wir nichts Verdienstliches mehr wirken. Nur jetzt ist die gelegene Zeit, jetzt leben wir die Tage des Heils. Gott segne also unsere beyderseitigen Bemühungen in diesem Leben, und lasse mich Euch, meine werthesten liebsten Freunde, alle jenseits des Grabes näher kennen.

Wien den 10ten Jänner 1796.

Der Verfasser.

Erkenne, bewundere, und ehre Gott
in seiner Schöpfung.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere:
Bernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kömmt, und leuchtet und lacht uns von
ferne,
Und läuft den Weg, gleich als ein Held.

O Mensch, betrachte die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit, und Ordnung und
Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unendliche Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? — O gieb ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun.

Mein ist die Kraft, mein sind Himmel und Erde;
 An meinen Werken kennst du mich.
 Ich bins, und werde stets seyn, der ich seyn
 werde,
 Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
 Ein Gott der Ordnung, und dein Heil;
 Ich bins; — Mich liebe vom ganzen Gemüthe,
 Und nimm an meiner Allmacht Theil.

Wie gut es sey, von Jugend auf auf
 alles aufmerksam zu seyn.

Niklas konnte den ganzen Frühling hin-
 durch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen
 hören, die schönsten Kornfelder und Wein-
 berge durchwandeln, ohne daß ihm auch nur
 ein froher Gedanke zu Sinn kam. Wenn
 er froh werden sollte, so mußte Wein, oder
 Kaffee, und Kuchen da seyn; — er mußte
 im Spiel gewinnen, oder das schönste Kleid
 in der Gesellschaft am Leibe haben; oder es
 mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig
 seyn, den er verspotten konnte. — Nur bey
 dergleichen Vorfällen pflegte Niklas zu lachen.

Einst gieng er über ein kleines Feld an einen Ort zu Gast; und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl unter einem Apfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Karl sang mit muntre Stimme den Vers:

Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehre!

„Wie kannst du dich über einen Baum so freuen?“ sagte Niklas mürrisch zu Karl, der ihn nun mit froher wohlwollender Seele grüßte. „Ey, lieber Vetter, antwortete Karl, wenn es nicht auch wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich armer Junge welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum habe ich auch Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat, so daß ich ohne Kosten und ohne Neue fröhlich seyn kann. Aber es ist eine ordentliche Kunst.“ — „Nun was ist das für eine?“ sprach Niklas. „Da ist sie, antwortete Karl, wenn du mich je hören willst. Ich sehe alles, was da ist, Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, immer recht aufmerksam an, und finde alle Tage etwas Neues, und Schönes. Dann denke ich nach, warum, oder wozu dieses oder

jenes wohl da seyn, oder wozu es nutzen mag? Und wenn ich dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen etwas auf die Spur komme; dann kann ich gleich mit meinen eigenen Worten bethen; weil ich von der Allmacht, Weisheit, und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und so gehe ich mit dem Vorsatze, dem Allgütigen zu gefallen, recht munter und froh an meine Arbeit.“

Kinder, macht es auch wie der aufmerksame gute Karl. Es wird euch nie an reiner Lebensfreude mangeln, und in Bälde werdet Ihr von Gott und Euerm Daseyn einen ungleich erhabnern Begriff erhalten, als viele erwachsene Menschen bey ihrer gedankenleeren Gefühllosigkeit nie zu haben im Stande sind. —

Gottes Sternhimmel — Die prächtigste, lehrreichste Illumination für denkende Menschen.

Der Greis Philint ward an einem schönen Frühlingsabende von seinen Enkeln, und Enkelinnen gar sehr gebethen, er möchte sie

doch nach einem Garten vor der Stadt führen, wo eine prächtige Illumination zu sehen wäre. Gern beförderte der gute Mann ein unschuldiges Vergnügen, weil er den Grundsatz hatte: die jungen Herzen ehevor zu gewinnen, um ihnen nachher auch seine Lehren desto schätzbarer und wichtiger zu machen.

Er gieng also mit ihnen nach dem beleuchteten Garten. Hier brannten recht viele und sehr verschiedene Lampen, und ein gar schön brennender Name erhöhte das künstliche Schauspiel. Die Kinder betrachteten alles mit großem Vergnügen, und konnten nachher zu Hause nicht Worte genug finden, um die gesehnen Wunderdinge zu beschreiben. Philint schwieg, und wartete eine schicklichere Zeit ab, um den alsdenn weniger zerstreuten Gemüthern etwas Ernsthaftes zu sagen.

Erst am Abende des folgenden Tages fieng er so an: „Liebe Kinder! Gestern gieng ich euch zum Gefallen nach dem beleuchteten Garten. Heute sollt ihr mich nach meiner Illumination begleiten. Man sieht selbe nicht weit von hier. Kommt nur mit mir vor die Thür hinaus.“ — Voll Erwartung folgten die Kinder ihrem Großvater. „Da seht“, sprach nun der Greis, und erhob seine Au-

gen und Hände gen Himmel", seht da das erhabene Schauspiel. Eine Sonne ist verschwunden, und ein zahlloses Heer von Sonnen ist dort sichtbar geworden. Erst einige, dann mehrere, und endlich eine unermessliche Menge. O wie majestätisch schön ist dieser Anblick! Auch die dem Scheine nach kleinsten Sterne sind viele tausendmal größer als unsre ganze Erdkugel, sind ungeheure Sonnen fernerer Welten. Das ist wohl doch die schönste Illumination in der Welt. Sie hat von Gott ihren unmittelbaren Ursprung, und er selbst hat dadurch seinen Namen hell brennend und prachtvoll am Himmel gezeichnet. Da hinauf schauen, ohne dafür bezahlen zu dürfen, ist nicht nur wahrer Genuß des Lebens, sondern auch eines jeden vernünftigen gefühlvollen Menschen würdiger Anblick. O, meine Lieben! möchte euch dieses göttliche Schauspiel immerdar rühren und begeistern, euch stets mit regem Gefühle von Gottes Nähe, und mit Ehrfurcht und Anbethung gegen ihn beseligen! Möchtet ihr stets voll Unschuld hinaufschauen, dabey die Würde eures Daseyns einsehen, und euch einen Vor-schmack von jenen erhabenen Dingen machen, welche uns Gott für die Ewigkeit vorbereitet hat, und in derer Vergleichung die Erde mit allen ihren blendenden Schätzen wie

Nichts verschwindet! Saget euch dann selbst:
O! was dürften die Laster und Wollüste
reizendes an sich haben, daß ich mir ihrent-
wegen die Gnade des allmächtigen Gottes
und Schöpfers aller Welten auf immer soll-
te rauben lassen?!"

Jetzt schwieg der fromme Greis, und im
Innigsten gerührt mußten ihm die Kinder
fenerlich versprechen, dieser seiner Lehre Zeit
Lebens zu folgen, und Gottes Majestät- und
Pracht-vollen Sternhimmel nie mehr gedan-
kenlos anzuschauen. Ueber dieß entzückende
Bündniß der Tugend und Liebe schienen selbst
die Sterne stets glänzender zu werden, und
nur mit Mühe trennten sich die guten Kinder
von dieser herrlichen Scene, um sich zur Ru-
he zu begeben.

Lied bey'm Anblicke einer sternhel-
len Nacht.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.

Der Wald steht schwarz und schweiget,
 Und aus den Wiesen steigt
 Der weisse Nebel wunderbar:

Wie ist die Welt so stille,
 Und in der Dämmerung Hülle
 So traurig, und so hold,
 Wie eine stille Kammer,
 Wo ihr des Tages Jammer
 Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen,
 Er ist nur halb zu sehen,
 Und ist doch rund und schön:
 So sind wohl manche Sachen,
 Die wir getrost belachen,
 Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
 Sind doch recht arme Glinder,
 Und wissen gar nicht viel.
 Wir spinnen Luftgespinste,
 Und suchen viele Künste,
 Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß dein Heil uns schauen,
 Auf nichts Vergänglich's trauen,
 Nicht Eitelkeit uns freun!
 Laß uns einfältig werden,

Und vor dir hier auf Erden,
Wie Kinder fromm und fröhlich seyn.

Wollst endlich ohne Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du lieber guter treuer Gott.

So legt euch denn ihr Brüder
In Gottes Namen nieder!
Kühl ist der Abendhauch.
Verschon uns Gott mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern Kranken Nachbar auch.

Liebe deinen Nächsten.

Spricht je ein Mensch: Ich liebe Gott!
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt sie ganz danieder.
Gott ist die Lieb', und will, daß ich
Den Nächsten liebe, so wie mich.

Wer dieser Erde Güter hat,
 Und sieht, daß Brüder leiden,
 Und macht den Hungrigen nicht satt,
 Läßt Nackende nicht kleiden;
 Der ist ein Feind der ersten Pflicht,
 Und hat die Liebe Gottes nicht.

Wer seines Nächsten Ehre schmähet,
 Und gern sie schmähren höret,
 Sich freut, wenn sich sein Feind vergeht,
 Und nichts zum Besten kehret;
 Nicht dem Verläunder widerspricht;
 Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer zwar mit Rath, und Trost und
 Schutz

Den Nächsten unterstützet,
 Doch nur aus Stolz, aus Eigennuz,
 Aus Weichlichkeit ihm nützet,
 Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht,
 Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer wartet, bis ihn anzusehn,
 Ein Dürst'ger erst erscheint,
 Nicht eilt, dem Frommen beyzusehn,
 Der im Verborgnen weinet;
 Nicht forscht, woran es ihm gebricht;
 Der liebt auch seinen Bruder nicht.

Wer, wenn er einem Gutes schafft,
 Des Herz mit Vorwurf quälet,
 Und ohne Nachsicht stürmt und straft,
 So bald sein Nächster fehlet;
 Wie bleibt bey seinem Ungestümm
 Die Liebe Gottes wohl in ihm?

Wer für der Armen Heil und Zucht
 Mit Rath und That nicht wachet,
 Dem Uebel nicht zu wehren sucht,
 Das oft sie dürftig machet;
 Nur sorglos eine Gabe giebt,
 Der hat sie wenig noch geliebt.

Wahr ist es, du vermagst es nicht,
 Stets durch die That zu lieben.
 Doch bist du nur geneigt, die Pflicht
 Getreulich auszuüben,
 Und wünschest du dir Kraft dazu,
 Und sorgst dafür; so liebest du.

Ermüdet dieser Trieb in dir,
 So such' ihn zu beleben.
 Sprich oft: Gott ist die Lieb', und mir
 Hat er sein Bild gegeben.
 Denk oft: Gott! was ich bin, ist dein:
 Ich will, wie du, auch gütig seyn.

Wir haben Einen Gott und Herrn;
 Sind Eines Leibes Glieder;

Drum diene deinem Nächsten gern;
 Denn wir sind alle Brüder.
 Gott schuf die Welt nicht bloß für mich;
 Mein Nächster ist ein Mensch, wie ich.

Ein Heil ist unzer aller Gut.

Ich sollte Brüder hassen,
 Die Gott durch seines Sohnes Blut
 So theur erkaufen lassen?
 Daß Gott mich schuf, und mich versühnt,
 Hab' ich dieß mehr, als sie verdient?

Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
 Du Herr von meinen Tagen;
 Und ich, ich sollte nicht Geduld
 Mit meinen Brüdern tragen?
 Dem nicht verzeihn, dem du vergiebst,
 Und den nicht lieben, den du liebst?

Was ich den Nächsten hier gethan,
 Dem Kleinsten auch von diesen,
 Das sieht Er, mein Erlöser, an,
 Als hätt' ich's ihm erwiesen.
 Und ich, ich sollt' ein Mensch noch seyn,
 Und Gott im Nächsten nicht erfreun?

Ein unbarmherziges Gericht

Wird über den ergehen,
 Der nicht barmherzig ist, der nicht
 Die rettet, die ihn flehen.
 Drum gieb mir, Gott! durch deinen Geist
 Ein Herz, das dich durch Liebe preist.

Wer ist mein Nächster?

Ein würdiger Priester nicht weit von Wien, der einem alten Geistlichen als Gehilfe beigegeben war, und also nicht gar zu viel Einnahme hatte, ging im Winter 1784 bei sehr strenger Kälte über Feld, um auf einem Dorfe den Gottesdienst zu halten.

Als er von da wieder zurück gieng, begegnete ihm bei einem kleinen Wäldchen ein junger Mensch, der vor Kälte zitterte. Er hatte kaum so viel Lumpen am Leibe, daß er sich damit völlig bedecken konnte.

Der Geistliche wurde von dem Elende des jungen Menschen innigst gerührt, zog seinen Geldbeutel heraus, und gab ihm das wenige, was darinn war. Er hatte nicht mehr als 16 Kreuzer bei sich.

Als er ihm dieß Geld gegeben hatte, stand er ein Weilchen stille, und endlich sagte er: „Junger Freund! diese sechzehn Kreuzer werden ihn wenig vor Kälte schützen. Komme er mit mir.“

Er führte ihn nun etwas weiter in das Wäldchen hinein, und dann sagte er: hier sieht uns niemand, da werfe er seine Lumpen von sich; ich habe mich wegen der außerordentlichen Kälte sehr winterlich angezogen; alles, was ich doppelt an meinem Leibe habe, will ich redlich mit ihm theilen."

Beide zogen sich nun aus. Der Geistliche hatte zwey Hemden an, zwey Westen, zwey Röcke, zwey Paar Strümpfe, und über den Priesterkragen noch ein seidenes Halstuch. Von jedem dieser Stücke gab er ihm eins. Nun wickelte er sich in seinen Ueberrock, und gieng eilends nach Hause, ohne den armen Menschen zu fragen, wer, oder woher er sey.

Der Arme weinte vor Freuden, und segnete seinen Wohlthäter tausendmal. — Und wer war dieser halbnaackende Mensch? Es war — ein Jude, der diese ganze Geschichte hernach zu Wien erzählte.

Wer zweyen Röcke hat, gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, der thue desgleichen. Lukas III. Hauptst.

Ein Gegenstück.

Ein Bauer von der Sorga im Darmstädtschen war in einer Laimgrube. Un-

glücklicher Weise stürzte sie über ihn zusammen, und er wurde ganz mit schwerer Erde bedeckt. Niemand war bey ihm, als sein Kind, das aber nichts weiter thun konnte, als um Hilfe schreyn.

Ein Jude aus derselben Gegend, der eben nach Hersfeld auf den Markt gieng, hörte das Geschrey des Kindes. Er eilte hinzu, und sobald er vernommen, was sich hier zugetragen hatte; so stellte er seinen Kram hin, und machte Anstalten, dem Unglücklichen zu helfen.

Zuerst legte er sein Ohr auf die Erde, und horchte nach dem Nechzen des Verunglückten, um daraus zu erkennen, gegen welche Gegend der Kopf desselben läge. Nun fieng er an, mit seinen Händen den Laim wegzuarbeiten; fand den Kopf, und brachte ihn ganz behutsam so weit hervor, daß er wieder etwas mehr Athem holen konnte. Hierauf schaffte er den Laim noch weiter weg, bis es ihm endlich gelang, den ganzen Körper heraus zu ziehen. Nun rief er Leute herben, legte den verunglückten Mann auf einen Wagen, und brachte ihn nach Hause.

Der Bauer hatte kaum noch so viele Kräfte, daß er dem gutherzigen Juden seinen Dank stammeln konnte. Man wendete zwar alle Mittel an; aber er war so sehr

zerquetscht, daß er nach etlichen Stunden verschied.

Der Jude gieng. Als er wieder zurück kam, wollte die Gattinn des Verunglückten ihm einige Gulden zur Belohnung für seine Mühe geben. Der brave Israelite wies sie aber mit folgenden Worten ab: „Ich rette, wenn ich kann, dem geringsten Wurm das Leben; um wie viel mehr meinem Mitmenschen.“

Christen! erinnert Euch hier auch an die Geschichte vom barmherzigen Samaritan im Evangelium bey Lukas X.; und thut desgleichen.

Der Schmetterling und die Biene.

Wärs Wetter schön,
 So sprach ein Schmetterling, ich wollte
 Ins Feld, zu scherzen und zu tändeln gehn.
 Und ich, antwortete die Biene,
 Gieng an mein Tagwerk ins Grüne,
 Wärs Wetter schön.

Man muß nicht müde werden, Gutes zu thun.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,

In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert.
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen

Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.

„Gottlob! fieng unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O wär' er schon erstiegen!“

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß;

Die seltne Menge süßer Früchte
Ziel unserm Jüngling' ins Gesicht.

„O, dacht' er, weil ich doch sehr lange steigen muß,

So will ich, meinen Durst zu stillen,
 Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.“
 Er aß, und fand die Frucht vortreflich von Ge-
 schmack,
 Und füllte seinen Reisesack.
 Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
 Zu sehr beladen in das Thal zurück.

„O Freund! rief einer von den Höhen,
 Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
 Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt;
 Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
 Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
 Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
 Steig leer, und steig beherzt, und gieb dir
 alle Müh',
 Denn unser künftig Glück verdienet sie.

Er stieg, und sah empor, wie weit er stei-
 gen mußte.
 Ach Himmel! ach es war noch weit!
 Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
 Von seinen Früchten, daß er sich die Müh' ver-
 süßte.
 Er sah bald in das Thal, und bald den Berg
 hinan;
 Hier traff er Schwierigkeit, und dort Ver-
 gnügen an.
 Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen;
 Steig, sagt' ihm sein Verstand, bemüß' dich um
 dein Glück!

Nein, rief die Sinnlichkeit, fehr' in das
Thal zurück;

Du steigst sonst über dein Vermögen.

Ruh' etwas aus, und isß dich satt,

Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat.

Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale.

Entschloß sich oft zu gehn, und schien sich stets
zu matt.

Das erste Hinderniß galt auch die andernmale.

Kurz, er versäumte sein Glück, und kam
nie in die Stadt. —

* * *

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen
Schritt,

Und sehn darauf nach ihren Lüsten,

Und nehmen ihre Lüste mit.

Beschwert mit diesen Hindernissen

Weicht bald ihr träger Geist zurück;

Und für ein sinnlich Glück zu sehr beflissen

Bergeffen sie die Müß' um ein unendlich Glück.



Das beste Erbtheil für jedes Kind
ist eine gute Erziehung.

Es waren einst zwei Nachbarn, die beide viele Kinder hatten. Einer davon, Melchior mit Namen, war sehr reich. Er verließ sich auf sein Geld, und war wenig besorgt, daß seine Kinder gut erzogen würden.

Simon, Melchiors Nachbar, hatte ein geringes Vermögen, aber gute und wohl unterrichtete Kinder. Er sagte zu diesen oft: „Kinder! ihr sehet schon, ich kann euch einst nicht viel Geld hinterlassen; das meiste von meinem geringen Vermögen habe ich darauf verwendet, euch gut zu erziehen, und was Nützliches lernen zu lassen. Seid nur fromm und fleißig, dann wird euch der liebe Gott gewiß einst segnen.“

Nach etlichen Jahren ward in das Haus des Melchiors gewalthätig eingebrochen, und fast alles Geld gestohlen. Das war ein Jammern und Klagen! „Nachbar! ich habe mit dir Mitleid, sagte Simon zu Melchior, und noch mehr mit deinen Kindern: ich bedaure es, daß ich ihnen nicht helfen

Kann: möchten es meine Kinder einst im Stande seyn!“

Es stand nicht lang an, so brannte auch das Haus des unglücklichen Melchior's von Grund aus ab. Nun war er sammt seinen Kindern ein Bettler.

Da nahm Simon aufs Neue Gelegenheit, seinen Kindern zu sagen: „Sehet Kinder! daß man sich nie auf Geld und Gut verlassen soll; nur was ihr gelernet habt, gehört euch: nur dieß allein könnt ihr durch kein Unglück verlieren.“ Seine Kinder befließen sich noch mehr zu lernen. Nach dem Tode ihres Vaters konnten sie sich auch recht gut fortbringen, weil sie alle geschickt und fleißig waren. Aber mit Melchior's Kindern kam es so weit, daß sie endlich bey Simons Kindern betteln mußten.

Mein Kind! dein bestes Erbtheil ist,
 Wenn du recht gut erzogen bist:
 Denn Geld und Gut kann bald ein Raub des
 Unglücks seyn;
 Nur was du lernst und kannst, gehöret all-
 zeit dein.

Gute Erziehung und Tugend macht
auch arme Kinder bey edlen
Menschen beliebt.

In einem großen Garten nahm man die Äpfel von den Bäumen. Da liefen nun die Kinder von der ganzen Nachbarschaft her: einige bathen mit großem Geschrey und Ungestümm: „Mir auch, mir auch einen Apfel!“ Einige giengen näher hinzu, und zwackten, wo sie konnten. Einige zankten und rausten sogar; denn der Gärtner warf mit Fleiß einige Äpfel unter die Kinder; und da gab es unter ihnen Zänkeren, ja sogar Schläge.

Der Herr des Gartens sah vom Fenster herab zu. Jetzt erblickte er ein kleines Mädchen mit einem Körblein am Arm; es stand in der Ferne, und wollte sich nicht unter die ungezogenen Kinder mengen. Das sitzsame Kind gefiel dem Herrn: er sah ihm lange zu.

Endlich als man mit der Arbeit fertig war, liefen die Kinder aneinander. Auch

das Mädchen wollte gehen. Aber da rief der Herr, den sie nicht beobachtet hatte, vom Fenster herab: „Bleib da, Kleine! warte!“ Das Kind blieb stehn, und wußte nicht, wer gerufen hätte. Der Herr kam herab, und fragte es: „Wem gehörst du zu?“ Das Mädchen antwortete: „Mein Vater ist ein Tagelöhner, er hat auch schon manchmal in diesem Garten gearbeitet; jetzt ist er aber krank. Der Mann, der ihn wieder gesund machen will, hat gesagt, er soll öfters ein gekochtes Obst essen; wir haben aber kein Obst, und haben wir ein Geld, so schickt die Mutter allemal gleich um Brod.“ Da nahm ihr der Herr das Körblein vom Arm, öffnete dasselbe, und es war kein Laub, und kein Stengel darin. „Hast du also nichts in deinem Körblein?“ sagte er zum Kinde. Dieses antwortete: „Der Vater hat gesagt, ich sollte bitten; aber ich habe nicht kommen können.“ Nun füllte der Herr das Körblein mit schönen Äpfeln voll an, und gab es dem Kinde mit diesen Worten: „Du bist ein gutes Kind; wenn du so bleibst, so wirst du auch immer gute Leute finden. Da hast du Äpfel für deinen kranken Vater, und wenn ihr keine mehr habt, oder sonst was braucht, so komm nur wieder zu mir.“ Das Kind dankte schönstens, küßte dem Herrn die Hand; und eilte voll Freuden zum Vater nach Haus, wo es alles erzählte, und öfters die

menschenfreundlichen Worte wiederholte:
 „Der Herr hat gesagt, wenn wir keine Aepfel mehr haben, oder sonst was brauchen, so soll ich nur wieder zu ihm kommen.“

Ermunterung zum jugendlichen Fleisse.

Rinder geht zur Biene hin:
 Seht die kleine Künstlerin,
 Wie sie emsig sich bemüht,
 Und aus allem Honig zieht.
 Unverdrossen duldet sie
 Ihres kurzen Lebens Müh,
 Ist geschäftig spät und früh. —

Und ich wollte müßig seyn?
 Nein, ich will schon jung und klein
 Arbeitsamer seyn, als sie,
 Ich, dem Gott Verstand verlieh.
 Meines Lebens erste Zeit
 Sey in muntre Thätigkeit
 Gott und meinem Glück geweiht.

Nicht zur trägen Weichlichkeit
 Gab mein Schöpfer mir die Zeit.
 Ich empfieng aus seiner Hand
 Leben, Kräfte und Verstand.
 Das, das spornet mich zum Fleiß,
 Großer Gott, zu deinem Preis
 Jetzt als Jüngling, einst als Greis.

Kind, willst du bey deinen Belu-
 stigungen froh seyn, so genieß
 sie mäßig, und gewöhne
 dich zum Fleiße.

Ich möchte heute wohl spielen, liebe Mut-
 ter, sagte die kleine Lisette. — „Den gan-
 zen Tag?“ Ja, Mütterchen! — „Dei-
 ne Bitte sey dir gewährt, sagte die liebrei-
 che Mutter, die ihren Kindern ungern et-
 was abschlug; ich fürchte nur, es wird dir
 dabey leid werden.“ — O nein! liebe Mut-
 ter! — Und damit hüpfte Lisette fort, all
 ihr Spielzeug zu hohlen. Sie bracht' es, aber
 nun war sie allein: denn ihre Geschwister
 waren alle bis zu ihren Spielstunden be-
 schäftigt.

Lisette bediente sich anfangs ihrer Freyheit, so gut sie konnte, und spielte eine lange Zeit; aber ihr Vergnügen am Spiele nahm nach und nach ab. Jetzt hatte sie alle ihre Spiele für sich wiederholt, und wußte keines mehr. Nun fieng ihr das Spiel an eckelhaft zu werden. Sie gieng zur Mutter, und bath sie, ihr doch neue Spiele zu sagen, und mit ihr zu spielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geschäfte außer dem Zimmer, und mußte ihr die Bitte diesmal abschlagen. Mißmuthig saß nun die Kleine da, und erwartete mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrstunden, und ihre Schwestern von ihrer Arbeit zum Spielen kommen würden. Sie lief ihnen, als sie endlich kamen, schon von ferne entgegen, klagte ihnen, wie lang ihr die Zeit wäre, und wie sehnlich sie selbe erwartet hätte.

Diese empfingen sie freundlich, und fiengen sogleich ihre besten Spiele mit ihr an, um nur ihre liebe Schwester wieder froh zu machen. Doch waren alle ihre gefällige Bemühungen diesmal umsonst; sie klagte von neuem, alle Spiele schienen ihr so alt und abgeschmackt, und sie wußte vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man sich unter einander abgeredet, heute nichts zu spielen, was ihr Freude machen könnte.

Nun nahm Ida, die älteste Schwester, ein verständiges Mädchen von 11 Jahren,

ſie bey der Hand, und ſagte freundlich zu ihr: „Höre Eſette, wenn du nicht böſe werden willſt, ſo will ich dir ſagen, wer Schuld an deinem Mißvergnügen iſt. — Du ſelber biſt es; denn wir alle ſind ja, wie du ſiehſt, froh genug; ob wir gleich dieſe Spiele alle ſo oft, und öfter geſpielt, als du. Aber wir haben gearbeitet, und etwas nützlichſes geſtan, darum ſchmeckt uns das Spiel. Hätteſt du erſt durch Fleiß das Vergnügen des Spieles zu verdienen gewußt, gewiß dann würde es dir auch ſo ſüß ſeyn, wie uns.

Die Mutter, die nun eben dazu kam, und Ida ſprechen hörte, verſicherte Eſetten, ſie habe die Wahrheit geſagt.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
 Gieng einſt mit auf die Weide;
 Muthwillig ſprang es in den Klee
 Mit ausgelafner Freude.

Hop! hop! giengs über Stock und Stein
 Mit unvorſicht'gen Sprüngen;

„Kind! rief die Mutter, Kind halt ein;
Es möchte dir mißlingen!“

Allein das Lämmchen hüpfte fort
Berg auf, Berg ab in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein
Den wollt' es überspringen;
Seht da, es springt, und — bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen.

O liebe, muntre Kinder, schreibt
Dies tief in Eure Herzen:
„Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.“

Heimliche, verstoßene Belustigun-
gen ungehorsamer Kinder segnet
Gott nicht.

Vor fünf und drenßig Jahren
Da wohnt' ein Herr von Haren
Auf seinem Gute Wölbst;

Der hatte seine Freude
An zweyen Söhnen, beyde
Erzog er mühsam selbst.

Er ließ sie zu vergnügen,
Bald einen Drachen fliegen,
Bald ihnen, doch von fern,
Im Forst die Eber zeigen,
Und bald Raketen steigen
Fast bis zum nächsten Stern.

Auf einem Teich, der mitten
Im Garten lag, durchschnitten
Sie oft auf einem Kahn
Die kleinen krausen Fluten
Mit ihren Angelruthen,
Den gier'gen Hecht zu fahn.

Dies Fischen, und dies Wiegen
Im Kahn war ein Vergnügen,
Das gern sich Tag für Tag
Gemacht die Junker hätten,
Nur daß der Kahn an Ketten
Und einem Schlosse lag.

Als Herr und Frau von Haren
Einst in der Kirche waren
Und sich deß nicht versahn;
Da suchten ihre Zungen
Den Schlüssel auf, und sprungen
Damit fort nach dem Kahn.

Bey heyllich frohem Muth
 Schwebt' ihre Angelruthe
 Nun mitten überm Teich.
 He! rief ein Hirt, der nahe
 Am Zaun' stand, und dieß sahe,
 Säh' jetzt der Vater euch.

Doch unsre Jungen kehrt
 Den Rücken ihm, und hörten
 Die Warnung gar nicht an.
 Jetzt zuckt die Schnur; o Freude!
 Ein feltner Fang für beyde,
 Ein großer Karpf hängt dran!

Der Eine blückt sich über
 Den Rand des Rahns; darüber
 Wird ihm der Kopf zu schwer.
 Der Bruder will nicht sinken
 Ihn lassen; beyd' ertrinken! —
 Kind! folg' den Aeltern mehr!

Der Schullehrer, und die Schul- jugend.

In einem Marktflecken starb vor einigen
 Jahren der Schullehrer. Er war schon sehr
 alt, und konnte seinem Dienste nicht mehr

vorstehen. Daher mußte öfters seine ältere Tochter für ihn Schule halten. Diese wußte schon auswendig, was sie zu sagen hatte, weil sie es wohl tausendmal von ihrem alten Vater gehört, **W** immer fast das Nämliche den Kindern vorsagte.

Gleich nach dessen Tod wurde von der Obrigkeit ein neuer Schullehrer aufgestellt. Da sah es in der Schule bald anders aus. Der neue Lehrer war ein thätiger verständiger Mann, und ein wahrer Kinderfreund. Die Kinder liebten ihn, und sie giengen nun mit Freuden in die Schule.

Unter andern gefiel nicht nur den Kindern, sondern auch den Aeltern dieses ganz besonders, daß er mit ihnen öfters auf das freye Feld hinausgieng. Da zeigte er ihnen dieß und das, und redete dabey öfters von Gott, wie er alles erschaffen, und so gut und weislich eingerichtet habe. Ferner unterhielt er die Kinder mit angenehmen und nützlichen Erzählungen.

Ueberdieß ließ er die Kinder ein Spiel machen. Er war allezeit selbst dabey, und alles mußte unter seinen Augen geschehen. Er ordnete die Spiele selbst an, und die Knaben mußten besonders spielen, und die Mäd-

chen auch. Er ließ sie nie ein Spiel machen, woben man Schläge austheilt, einander zu Boden wirft, oder sonst was zu leid thut; weil oft dabey ein Unglück geschieht. „Dies ist kein Spiel, sagte er, wenn einige lachen, andere aber lieber weinen möchten.“ Auch ließ er kein Spiel, und nichts beym Spiele zu, das nur im geringsten wider die Ehrbarkeit, und gute Sitten war.

Unter den größern Knaben war einer mit Namen Bernard. Dieser war allemal der erste beym Spiel, und der letzte davon; aber allemal, so oft er spielte, war es gestritten, und gezankt. Zuletzt wollte aber mit ihm gar Niemand mehr spielen. Er zwang also die Schwächern mit Gewalt dazu, und zankte wieder. Da mußte nun der Schullehrer ins Mittel treten. Er verboth also allen Kindern, mit ihm zu spielen; zu dem feindseligen Knaben aber sagte er:

Du spielst so gern;
Und ladest andere zum Spielen ein.

Du zankst so gern:
Was ist zu thun? — Geh, Zänker! spiel
allein! —

Erbarmt euch! lindert mild den Schmerz,
 Der ihre Lage trübt!
 Gott lohnt, Gott lohnt das gute Herz,
 Das gern den Armen giebt.

Mit diesem kleinen Gedichte erschien im Jahre 1790 die Frau Herzogin zu Sachsen-Coburg-Gotha auf einer Gastnachtsredoute in der Maske einer armen Frau, um die frohe Versammlung zur Mildthätigkeit für einige Unglücklichen zu bewegen; und kaum war es im Tanzsaale vertheilt und gelesen, als sich fast alle Gegenwärtigen mit vollen Händen zur holden Sammlerin wohlthätig hinandrängten. —

2.

Auf einer Maskerade zu Hannover fand sich eine Maske ein, die wie ein Kapuziner gekleidet war.

Dieser verkleidete Mann gieng an seinem Stabe gebückt einher, und trug eine Büchse von Blech, an welcher unten ein weißer leinerner Beutel befestigt war, und an ihrer Seite hieng ein Zettel, worauf folgende Worte stunden:

„Gedenket bey Eurer Freude an eine vor wenig Tagen durch den Tod ihres Mannes in das tiefste Elend gerathe-

ne kranke Mutter von fünf unmundigen Kindern, nebst einer alten Großmutter. Sämmtliche stehen um Euren Beystand."

Nicht allein die meisten Masken steckten reichlich in die Büchse, sondern man bewilligte dem gutherzigen Mönche auch noch alles Geld, welches an demselben Abende von den Zuschauern auf der Gallerie eingenommen ward. Die ganze Summe belief sich auf 112 Reichsthaler, 9 Groschen.

Auf der nächsten Maskerade erschien dieser Mönch abermals, nachdem er kurz vor seiner Ankunft folgende Verse im Redoutensaal ausstehlen lassen:

Ich goß es in der Wittwe Schooß;
Die erste Freudenthräne flos
Auf ihren Säugling hin.
Seht Freunde, Euer Meisterstück!
Vollendet's heute — Gottes Blick
Lacht Beyfall auf Euch hin.

Er sammelte nun wieder, schenkte den Damen ausgeschnittne Bilderchen, und einigen Herren vom Adel hölzerne Dosen; und an diesem Abend erhielt er, ohne die Einnahme der Gallerie, 138 Reichsthaler Kassengeld.

Der maskirte Kapuziner, welcher durch diese edle That die Thränen einer armen ver-

Isaen Wittwe abwischte, war ein wohlhabender Kaufmann aus Hannover, Namens Breuner. Die Wittwe, für die er gesammelt hat, und die er weiter gar nicht kannte, außer daß sie ihn nach dem Tode ihres Mannes um ein kleines Almosen ersuchen ließ, hieß Verghem.

Ihr Mann war ein reicher Handelsmann; wurde aber durch böse Gesellschaften verführt, begegnete nachher seiner Gattinn äußerst schlecht, brachte ihr und sein eigenes Vermögen lüderlich durch, und starb einige Tage vor der erwähnten Masquerade in der größten Dürftigkeit. Als er kaum eine Stunde todt war, kam seine hilflose Wittwe nieder, und ihr Elend ward dadurch doppelt schwer. Mitleidige Seelen ließen ihren Mann beerdigen, und versorgten sie in allen Nothwendigkeiten.

Damit aber die gesammelte Summe, die nachher immer noch durch ansehnliche Beiträge vermehret ward, ihr auch zum wahren Nutzen gereichen möchte, so wandte sie der edle Menschenfreund Breuner auf folgende Weise an:

Er miethete für die arme Wittwe und ihre Kinder eine Wohnung, ließ ihr darin einen kleinen Kramladen anlegen, und kaufte ihr für das übrige Geld allerhand zu verkaufende Sachen.

Ein ganzes Jahr übernahm er die Aufsicht über ihren Handel. Alle Monathe mußte sie ihm von ihrer Einnahme und Ausgabe Rechnung ablegen; die verkauften Waaren wurden ihr mit andern ersetzt, und so lange, bis ihr Handel recht im Gange war, bekam sie wöchentlich ein Gewisses zu ihrem Unterhalte. Das übrige Geld ward auf Zinsen gegeben. —

Wie leicht wäre es oft, eine unglückliche Familie zu retten, wenn wir nur allemal jede günstige Gelegenheit menschenfreundlich ergreifen wollten, und es nicht an unserm thätigen Willen fehlen ließen. —

Um allen Tadel auf der Maskerade zu verhüten, fragte Herr Breuner den Tag ehevor die katholische Geistlichkeit in Hannover, ob wohl ein Kapuziner auf einer Maskerade ohne Anstoß erscheinen dürfte. Sie sagten alle, nein. Als aber Herr Breuner seine edle Absicht äußerte, erwiederten die guten Geistlichen: Das ist edel! das ist schön; und der Eine davon gab selbst seinen Rosenkranz zu dieser wohlthätigen Maskerade her, und rief: „Da, Freund, gebrauchen Sie ihn, Gutes zu thun!“

Als die eben ermeldte unglückliche Wittwe Bergheim Kindsmutter geworden, und für sich und ihre Kinder keinen Bissen zu essen hatte, schickte sie in ihrer größten Noth allererst zu einer armen Nachbarinn, die

sich ihren Unterhalt kümmerlich mit Kaufgarnspinnen verdiente.

Diese arme Frau hatte eben 4 Gulden Spinnlohn erhalten, und war im Begriff sich dafür Brod und Flachs zu kaufen. Aber wie die hilflose Bergheim schickte, hungerte sie lieber selbst, und gab ihr, ohne sich lange zu besinnen, die 4 Gulden.

Diese edle Frau erhielt zur Belohnung ihrer schönen That nachher an einem der folgenden Maskeradeabende die Einnahme, welche gleichfalls sehr beträchtlich war. —

Liebe Brüder! laffet auch uns bey unsren Belustigungen, und gesellschaftlichen Freuden unsere unglücklichen Nachbarn, und ärmeren Mitmenschen nie vergessen! Ein kleiner Beytrag von jedem Theilnehmer an einer köstlichen Mahlzeit, oder kostspieligen Zusammenkunft könnte oft viele Thränen verlassener Wittwen und hilfloser Waisen trocken, oder wohl gar Tugend, Ehre und Glück mancher unschuldiger Mädchen retten. Barmherzigkeit gilt bey Gott mehr, als Opfer; und auch nach langen Jahren müßte das Andenken an solche mit Wohlthun veredelte Belustigungen in unseren Herzen noch reine selige Freude erregen; dagegen sie, bloß sinnlich und thierisch genossen, entweder wie eitle Träume auf immer verschwinden, oder wohl gar Unzufriedenheit, und Reue in unsrer Seele zurücklassen.

Edelmuth und Herzengüte einer jungen Dame.

In dem Dorfe N. herrschte vor einigen Jahren eine gefährliche Seuche, welche viele Menschen dahinraffte. Es fügte sich, daß zu eben dieser Zeit der Graf von N. mit seiner Familie aus der Hauptstadt dahin kam, um einige Geschäfte abzuthun, indem er daselbst ein herrschaftliches Schloß besaß.

Sein Vorsatz war, nur ein paar Tage da zu bleiben; denn die Zeit des Karnevals (Faschings) war vor der Thüre, da die Vornehmen und Begüterten des Landes nach der Hauptstadt eilen, um an den öffentlichen Lustbarkeiten Theil zu nehmen.

Seine Gemahlinn, eine junge Gräfin hatte schon Anstalt zu prächtigen Gastmählern, und Tanzergöcklichkeiten gemacht, und hoffte nach ihrer Rückkehr nicht wenig Vergnügen dabey zu genießen. Aber kaum sah die gutmüthige Dame das Elend, worunter die armen Bewohner des Dorfes seufzeten; als sie auf einmal mit großmüthiger

Entschlossenheit auf alle Freuden, die sie in der Hauptstadt erwarteten, Verzicht that, um sich das edlere Vergnügen zu verschaffen, den Nothleidenden benzuspringen.

Alles zu den Festen, und Gastmählern bestimmte Geld wandte sie nun zur Rettung der Kranken an. Sie ließ einen Arzt aus der Stadt kommen, welcher auf ihre Kosten Anstalt machen mußte, den armen Kranken Arzenei, Erquickung und Unterhalt zu verschaffen. Sie selbst wagte sich sogar in die Krankenstuben, ließ allenthalben die nothwendige Reinlichkeit herstellen, gab alle ihre Bedienten, und Mägde zur Wartung der Kranken her, und half, wo sie hinkam. Die Küche des herrschaftlichen Schlosses ward bestimmt, Erquickungen und Arzeneien zuzubereiten. Kurz, sie verließ den Ort nicht eher, bis die böse Seuche sich völlig gelegt hatte, und die noch übrigen Einwohner des Dorfes der Todesgefahr gänzlich entrisen waren. Erst nach zweyen Monathen, da die Faschingslustbarkeiten längst vorbei waren, kehrte sie in die Stadt zurück. —

Meine jungen Leser, merkt euch diese schöne That, und sucht sie bey Gelegenheit nach euren Kräften nachzuahmen. Geld auszutheilen, wenn man reich ist, und uns dessen Erwerbung nicht viel Mühe kostete, ist noch lange nicht ein so hoher Grad von Wohlthätigkeit, als wenn man seine eigene Bequem-

lichkeit aufopfert, um Hilfsbedürftigen beizuspringen, selbst Hand anlegt, und weder Mühe, noch Bequemlichkeit scheuet, um Nothleidenden zu helfen; das ist es, was den edleren Menschenfreund bezeichnet.

Das wohlthätige Brautpaar.

Eine franke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: Uns geht es, Gott Lob, so wohl. Wir haben Ueberfluß. Aber wie viele mögen Noth haben? Lasset uns an unserm Hochzeitstage eine gute Handlung thun, und der armen Frau dort etwas zu essen schicken, oder selbst bringen. Du hast recht, sagte der Bräutigam. Ich liebe dich nun noch mehr, als vorher, weil du so gesinnet bist. Da nahmen sie von jeder guten Speise, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß sie, die bisher ganz verlassen war, Arzney und Wartung erhielt.

Das franke Weib weinte vor Freude, und segnete sie. Darauf giengen die Brautleute wieder nach dem Hochzeitshmause zurück, und rühmten sich ihrer schönen That vor den Gästen nicht im geringsten. Sie lebten von dieser Stunde an immer recht vergnügt und glücklich, und Gottes Segen begleitete alle ihre Unternehmungen offenbar.

Wahrer Ruhm und ächte Glückseligkeit der Reichen.

S wie beglückt ist der, auf dessen reine Schätze
Nicht Fluch, noch Schande fällt, noch Vorwurf
der Gesetze!

Der aus dem Ueberfluß, den er mit Recht besitzt,
Der Armen Blöße deckt, und ihre Häuser stützt;
Die Künstler kennt und hegt, mit seinem Bey-
stand eilet,

Und mit gewohnter Hand des Kummers Wun-
den heilet!

Vor ihm verlieren sich die Thränen banger Noth.
Die Milde seiner Huld entfernt der Greise Tod,

Zieht ihre Kinder auf, die Väter zu versorgen,
Und wird ein Gegenstand von ihrem letzten
Segen.

Die Lust an aller Wohl beselet, was er thut;
Sein Eigenthum ist stets ein allgemeines Gut;
Stets überfließt sein Herz, der reinsten Freund
der Armen,

Von reger Zärtlichkeit, von götlichem Er-
barmen. —

Ja, Titus irrte nicht; der Tag ist zu bereuen,
An welchem wir durch nichts ein leidend Herz
erfreuen.

Als Bürger einer Welt sind wir dazu verbunden;
Verloren ist der Tag, unglücklich sind die Stun-
den,

Die, wenn wir's fähig sind, Bedrängten
benzusehn,

Beym Anblick ihrer Noth uns unempfindlich
sehn.

Vom Nutzen der Mäßigkeit.

„Woher kömmt es, fragte einst Ste-
phan seinen Bruder Heinrich, daß du im-
mer so munter und thätig bist, ich dagegen

immer schläfrig und verdrossen?“ Ich weiß keine andere Ursache anzugeben, antwortete Heinrich, als diese, weil ich immer aufhöre zu essen und zu trinken, sobald mein Appetit gestillt ist. Wollte ich meinen Magen überladen, so würde alle meine Kraft auf die Verdauung gerichtet werden, so daß mir keine Kraft zur andern Arbeit übrig bliebe, und die unaufhörliche Arbeit des Magens würde machen, daß ich immer müde wäre.

2.

Der König von Persien schickte dem Propheten Mahomed einen gelehrten und erfahrenen Arzt zu, damit die Leute, wenn es nöthig wäre, seine Cur gebrauchen könnten. Als der Arzt sich etliche Jahre in Arabien aufgehalten, und ihn niemand gebraucht hatte, gieng er eines Tages zum Mahomed, seinen Herrn, und beschwerte sich, er sey noch von niemanden gerufen worden, und so könne er keine Proben von seiner Kunst ablegen, da er doch zu dem Ende dorthin wäre gesandt worden. Mahomed antwortete ihm: „Die Leute in diesem Lande leben so, daß sie niemals essen, außer wenn sie hungert, und aufhören zu essen, wenn ihnen der Appetit noch nicht ganz vergangen ist.“ Gut, sagte der Arzt, dieß ist

das einzige Mittel zur guten Gesundheit! Aber dann bin ich in diesem Lande auch zu nichts nütze.“ Er küßte dann die Erde, beurlaubte sich, und zog davon.

Vom Schaden der Unmäßigkeit.

Ein reicher Mann gab einst seinem Söhnchen an dessen Geburtstage die Erlaubniß, alle seine Gespielen zu einem kleinen Feste einzuladen. Sie kamen und wurden in einen angenehmen Garten geführt. Hier trug man alle mögliche Mäschereien auf, Kaffee, Thee, Milch, Bisquit, Konfekt, Kuchen, Erdbeere, Kirschen, Johannisbeere, und was nur die schöne Jahreszeit von Früchten hervorbringt.

Man ließ ihnen dabey alle nur ersinnliche Frenheit; aber die Folgen waren sehr verschieden. Einige unter ihnen, die sich der Warnungen erinnerten, die ihnen ihre Aeltern und Aufseher gegeben, waren bescheiden, und aßen nicht mehr, als sie glaubten, daß ihnen zuträglich wäre. Anders

hingegen, die sich der Abwesenheit ihrer Aufseher listig bedienen wollten, aßen von allem, was ihnen vorgelegt wurde, und machten allezeit ihre Teller leer. Die Ersten befanden sich sehr wohl dabey, und genossen auch den folgenden Tag noch des Vergnügens; denn man gab ihnen nach Hause mit, was sie aus Mäßigkeit vor sich hatten liegen lassen. — Die Letztern aber waren kaum zu Hause, so empfanden sie schon Kopfschmerzen, Uebelkeiten, und andere ungelegene Wirkungen, welche die Ungenügsamkeit hervorzubringen pflegt.

Einer unter ihnen bekannte seinen Fehler, bath um Verzeihung, und zugleich, daß man den Arzt möchte hohlen lassen, damit er ihm Arzney geben möchte. Er nahm diese willig ein, so bitter sie auch schmeckte. Andere aber, die sich diesen Mitteln widersetzen, wurden so krank, daß sie etliche Wochen nicht mehr ausgehen konnten, und bey nahe gestorben wären.

2.

Herr N. war ein sehr guter und vernünftiger Mann. Nur den Fehler hatte er an sich, daß er sich im Genuße des Weins nicht zu mäßigen wußte. Wenn er in Gesellschaft war, so trank er ein Glas nach dem andern, verlor nach und nach seinen Verstand,

und begieng mancherley Thorheiten, die ihn am folgenden Tage vergebens reueten. Einst verlor er auf solche Weise den Verstand so sehr, daß er alle Heimlichkeiten erzählte, die er sonst vor der ganzen Welt zu verbergen suchte. Die ganze Gesellschaft lachte darüber, und je mehr man lachte, desto mehr erzählte er.

Einige von den Gegenwärtigen fiengen nachher ein Kartenspiel an. Er spielte mit, und verlor binnen wenigen Stunden 150 fl. Darüber wurde er unwillig, beschuldigte einen der Mitspielenden des Betrugs; dieser schimpfte ihn; er schlug jenen an den Kopf; der wehrte sich, und so entstand eine Schlägerei, in welcher der Betrunkene ganz blau geschlagen wurde, und an seinem Kopfe verschiedene Beulen bekam. Den andern Tag befand er sich ausnehmend übel. Seine Wunden schmerzten ihn, sein Magen war verdorben. Er dachte an das viele Geld, das er verloren hatte. Seine Gattinn machte ihm darüber, und besonders weil er auch seinen eigenen Kindern so ein böses Beyspiel gab, die bittersten Vorwürfe. Zudem erinnerte er sich an die Heimlichkeiten, die er im Rausche ausgeplaudert hatte, und wollte vor Verdruß vergehen. Ueberdieß ward er erst noch vor die Obrigkeit gerufen, um sich allda wegen der ungebührlichen Reden zu verantworten, die er gegen seinen Gegner aus-

gestossen hatte. Da schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, und klagte: „Ich Elender! in allen diesen Jammer und Schande stürzt mich die Unmäßigkeit!“

Dies Laster macht den Weisen zum Narren, wirft den Gesunden ins Krankenbette, und erniedrigt den Menschen zum verstandlosen Thiere herunter.

Die fröhliche Gemüthsamkeit,
ein Lied für arme Leute beim Kartoffel-
Mahl.

Vasteten hin! Vasteten her!
Was kümmern uns Vasteten?
Die Schüssel hier ist auch nicht leer,
Und schmeckt uns Armen wohl noch mehr,
Als reichen Herr'n Vasteten.

Vasteten und viel Leckerbrod
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth,
Und kochen euch oft früh zu todt;,
Ihr Herren, laßt's euch sagen!

Schön röthlich die Kartoffel sind,
Und weiß, wie Alabaster,
Verdau'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

Verachte Niemanden seines Stanz
des wegen.

Eine Lektion für reiche und vornehme
Stadtkinder.

Als einst Herr Drout in seiner Studierstube saß, meldete ihm seine Magd, es sey ein Bauer da, der ihn zu sprechen verlange. Er befahl ihr, ihn in die Stube zu führen, und daselbst warten zu lassen, bis er von seinen Geschäften würde abkommen können.

Hier mußte sich nun der gute Landmann sehr beschimpfen lassen. Er machte bey seinem Eintritte eine sehr höfliche Verbeugung. Freulich hatte er nie eine Tanzschule besucht. Sein Kompliment fiel also etwas plump aus. Fritz und Karl, ein Paar muthwillige Knaben, die in der Stube waren, sahen einander an, und lachten; machten dann das Kompliment etliche Mahl nach, betrachteten dann den Mann von oben bis unten, zischten einander in die Ohren, lachten wieder, so daß

Gemeinn. Sonntagsbl. 1796. No. 6.

der ehrliche Mann ganz roth ward, und nicht wußte, was er sagen sollte. Fritz war gar so muthwillig, daß er in der Stube umher lief, und roch, und immer sagte: „Es stinkt, — Karl, riechst du nichts? es stinkt wie Pferdemist.“ Er holte hierauf gar eine Kohlypfanne voll Kohlen, und räucherte um den Bauer herum, daß der gute Mann vor Verdruß hätte vergehen mögen. Endlich rief der lose Bube sogar der Magd, und sagte ihr, daß sie auf die Flecken, die der Bauer mit seinen schmutzigen Schuhen gemacht hatte, Sand streuen möchte. Karl hätte sich vor Lachen über die Leichtfertigkeit seines Bruders ausschütten mögen.

Aber Wilhelmchen, ein gutes Mädchen von 12 Jahren, war ganz anders. Sie verwies ihren Brüdern nicht nur ihren Muthwillen mit einer ernstlichen Miene, sondern nöthigte auch den Bauer, sich nieder zu setzen, both ihm ihr Frühstück an, und nahm ihm seinen Hut und Stock ab.

Unterdessen kam Herr Dront in die Stube getreten. Er reichte dem Bauer sehr liebevoll die Hand, erkundigte sich, wie seine Gattinn und Kinder sich befänden, und fragte, was sein Anbringen wäre? „Ich bringe den Pacht, lieber Herr,“ antwortete der Bauer, und holte zugleich einen großen Beutel voll Geld aus der Tasche. „Nehmen sie es ja nicht übel,“ fuhr er fort, „daß ich dießmal so

spät mit dem Gelde komme; die Wege waren eine Zeit lang so schlecht, daß ich unmöglich habe zu Markt fahren können."

"Ganz und gar nicht," erwiderte Herr Dront. "Ich weiß, daß ihr ein rechtschaffener Mann seid, und ohne mein Erinnern auf die Bezahlung denkt." Zugleich räumte er den Tisch ab, daß der Bauer sein Geld aufzählen konnte.

Fritz machte große Augen, da er das viele Geld sah, welches der Bauer aufzählte, und schien nun, den guten Landmann mit mehr Hochachtung zu betrachten.

Nachdem Herr Dront das Geld eingeschrieben, dem Bauer für die gute Bezahlung auf eine verbindliche Art gedanket, und ihm gewünscht hatte, daß ihn der liebe Gott bey seiner sauren Arbeit stärken, und nebst seiner Gattinn und seinen Kindern gesund erhalten möchte: so zog dieser aus seinem Handkorbe noch einen neuen reinen Topf mit Honig hervor. „Da ist, sprach er, auch etwas für Ihre junge Herrschaft. Wollen Sie sich denn nicht einmal eine kleine Luftveränderung machen, und sehen, wie wir uns auf dem Lande invitiren?“ (Fritz sah Karln bey dem Worte invitiren an, und lachte) „Wenn Sie befehlen, fuhr der Bauer fort, so will ich Sie die künftige Woche mit meinen Pferden abholen.“ Herr Dront versprach, daß er kommen wollte;

bath aber, daß der Bauer bey ihm zu Tische bleiben möchte. Dieser nahm aber die Einladung nicht an, und entschuldigte sich damit, daß er noch verschiedenes in der Stadt einzukaufen habe, und bald wieder nach Hause müßte.

Herr Dront ließ ihm nun seinen Korb mit Butterbrezeln füllen, dankte ihm nochmals für die richtige Bezahlung, und für die Freude, die er mit dem Honig seinen Kindern gemacht hatte, und ließ ihn von sich.

Raum war der Bauer weggegangen, so klagte Wilhelminchen ihrem Papa sehr wehmüthig, wie unartig sich ihre Brüder gegen den guten Mann betragen haben.

Herr Dront verbarg seinen Unwillen, lobte aber die gute Aufführung seiner Tochter. „Ich sehe doch,“ sagte er, und knipp sie in die Wange, „daß mein Wilhelminchen weiß, wie sie mit ehrlichen Leuten umgehen soll.“ Da es nun eben Zeit zum Frühstück war, so ließ Herr Dront Semmeln holen, und genoß mit Wilhelminchen einen Theil des Honigs, das der Bauer mitgebracht hatte. Er war sehr köstlich, und erst den vorigen Tag aus dem Bienenkorbe geschnitten worden. Frizen und Karln wurde nichts angebothen; sie hiengen also die Mäuler sehr. Der Papa that, als wenn er es nicht merkte. Er fuhr vielmehr fort, Wilhelminchen zu loben, und sie zu ermah-

nen, daß sie ja Niemanden wegen seiner schlechten Kleidung oder seines Standes wegen verachten sollte. „Denn, sagte er, wenn wir nur gegen schön gekleidete Menschen höflich seyn wollten, so hätte es das Ansehen, als wenn wir nur den Kleidern, nicht aber den Menschen unser Kompliment machten. Die Leute, welche am schlechtesten gekleidet sind, sind oft die ehrlichsten und besten. Dieß sehen wir an diesem Bauer, er ernährt nicht nur sich und sechs Kinder ehrlich, sondern er bezahlt mir auch, seit er mein Pächter ist, seinen Pacht so ordentlich, daß ich nicht die geringste Klage gegen ihn habe. Ja, liebes Wilhelminchen, wenn dieser Bauer nicht so ehrlich wäre, so könnte ich dir und deinen Brüdern manches Kleid nicht schaffen. Ihr werdet alle, so wie ich selbst, von diesem Bauersmann gekleidet. Denn ich habe den Pacht, den er mir jährlich bringt, zu unserer Kleidung bestimmt.“

Hierauf befahl Herr Dront, den Honig wegzutragen. Fritz und Karl sahen sehr hämmisch aus, da sie merkten, daß sie wirklich keine Honigsemmel bekämen.

Wundert euch nicht, sagte endlich der Vater. Ihr werdet weder heute, noch jemals von diesem Honig etwas zu kosten bekommen. Wenn der Bauer, der dieß Geschenk brachte, euch angestunken hat, so wird euch wohl auch sein Honig zum Eckel seyn.

„Er stank aber gar zu arg,“ sagte Frits.

Herr Dront: Wornach stank er?

Frits. Nach lauter Pferdemit.

H. D. Woher mag das wohl kommen?

F. Weil er immer mit Pferden umgeht.

H. D. Einfältiger Junge! wie soll er es denn angehen, daß er nicht nach Pferdemit rüchete?

F. Er sollte — er sollte . . .

H. D. Er sollte vielleicht die Pferde abschaffen?

F. Frenlich.

H. D. Aber wenn er die Pferde abschaffte; wie könnte er unsern Acker umarbeiten? und wenn er ihn nicht umarbeitete, wie könnte er uns den Pacht bezahlen? —

Frits wollte weiter reden; aber der Papa verließ ihn mit einer Miene, aus welcher Frits und Karl den größten Unwillen lesen konnten. —

Montags darauf war unser Bauer schon früh mit seinen Pferden da, und erkundigte sich, ob es dem Herrn Dront noch gefällig sey, auf das Land zu fahren. Frits und Karl bathen inständig, ihnen zu erlauben, an diesem Vergnügen ebenfalls Theil zu nehmen. Sie versprachen auch, daß sie sich jetzt besser aufführen wollten. Der Papa erlaubte es ihnen. Sie fuhren also vergnügt ab, und da der Bauer gute Pferde hatte,

und gut zu fahren wußte, so waren sie vor seinem Hause, ehe sie es vermutheten.

Da hätte man nun die Freude sehen sollen. Die Bäuerinn kam lächelnd an die Kutsche, öffnete den Schlag, both dem Herrn Dront die Hand zum Aussteigen, hob dessen Kinder heraus, küßte selbe, und führte sie in ihren Hof. Da standen auch ihre Kinder, welche recht munter und mit offenen Angesichtern allen Ankommenden die Hände gaben, und „Willkommen, willkommen riefen. Herr Dront wollte sich mit diesen Kleinen in ein Gespräch einlassen, aber die Bäuerinn nöthigte ihn, in die Stube zu gehen, damit der Kaffee nicht kalt würde.

Bei seinem Eintritte stand der Kaffee auch wirklich auf dem Tische. Die Kaffee-Kannen und Tassen waren freylich kein Wiener = Porzellän, sondern bloß vom braunen Thone, aber sehr reinlich. Fritz und Karl sahen einander an, und hätten gerne gelacht, wenn sie sich vor dem Papa nicht gefürchtet hätten. Die Bäuerinn hatte es aber doch aus ihren Mienen bemerkt, daß es ihnen nicht ganz anständig sey. Sie entschuldigte sich daher und sagte: „Sie werden freylich zu Hause alles besser haben, Sie müssen aber vorlieb nehmen, wie sie es bey schlechten Leuten finden.“

Nach eingenommenem Kaffee wurde ein Kuchen aufgetragen, der so gut schmeckte,

daß man wohl merkte, daß die gute Frau ihn so gut gebacken habe, als es ihr je nur möglich war.

Als man auch diesen verzehrt hatte, so erkundigte sich der Bauer, ob es dem Herrn Dront nicht beliebte, sich in seinem Hofe, Garten und Aeckern etwas umzusehen. Dieser war hiezu sehr willig.

Unterdessen, daß diese im Felde umherspazierten, gab sich die gute Bäurinn alle Mühe, Wilhelminchen, Fritzen und Karlrecht viel Vergnügen zu machen. Sie zeigte ihnen daher all ihr Vieh. Erst gieng der Zug in's Taubenhaus. Hier war alles lebendig. Auf dem Fußboden liefen junge Täubchen herum, die ihre Nester verlassen hatten, aber sich noch nicht auszuliegen trautes. In den Nestern brüteten theils die alten Tauben ihre Eyer, theils waren sie damit beschäftigt ihre Jungen zu füttern. Von dem Taubenhause gieng es zu dem Bienenstande. Da die Bäurinn merkte, daß sich die Kinder nicht getrauten näher hinzuzugehen, weil sie besorgten, sie möchten gestochen werden, so holte sie Sieb-Kappen herbei, ließ sie dieselben aufsetzen, und brachte sie dadurch in den Stand, den Arbeiten der Bienen ganz in der Nähe zusehen zu können. Hierauf mußten die Schafe mit ihren Lämmern, und die Kühe mit ihren Kälbern vorgetrieben werden. Endlich führte sie ih-

re kleinen Gäste in ein Gärtchen, wo eine Truthe und zwei Haushennen ihre Jungen führten.

Da die Kinder alles dieses ehevor zum Theile gar nie, zum Theile sehr selten gesehen hatten, so bezeigten sie sich außerordentlich vergnügt; ja sie würden sich alles noch einmal haben zeigen lassen, wenn ihnen nicht ein kleiner Sohn des Bauers gesagt hätte, daß die Mahlzeit fertig sey, und man sie in der Stube erwarte.

Da wurde nun zwar auf töpfernen Teflern, und aus Löffeln von Blech gespeiset, aber Fritz und Karl waren durch das viele Gute, das sie bereits genossen hatten, schon so gerührt, daß sie sich schämten, darüber zu spotten. Sie ließen sich auch alles recht gut schmecken, weil alles reinlich und gut zubereitet war.

Nach Tische bemerkte Herr Dront eine Bioline, die an der Wand hieng. „Wer spielt diese?“ fragte er. „Mein ältester Sohn“, antwortete der freundschaftliche Bauer, äußerte dazu eine vorzügliche Lust, und unser Herr Dorfschullehrer hatte die Geduld, ihm an Sonn- und Festtagen nach Mittag Unterricht zu erteilen. „Der Vater winkte nun seinem Sohne, und dieser spielte sogleich einige sehr muntere Länzchen mit solcher Fertigkeit, daß ihm Herr Dront seine Bewun-

derung in den liebeichsten Ausdrücken zu erkennen gab.

Als nun der Junge die Violine weglegen wollte, sagte Herr Dront zu Friz und Karl: Nun wollt ihr euch nicht auch hören lassen? Er both ihnen auch die Violine wirklich an. Da sie aber nicht wußten, wie sie dieselbe angreifen sollten, so ward darüber sehr gelacht.

Nun ersuchte Herr Dront seinen Wirth, daß er anspannen, und ihn wieder nach Hause bringen möchte. Dieser bath zwar auf das Inständigste, seine verehrten Gäste möchten sich noch wenigst eine Stunde aufhalten; er mußte aber doch endlich den Vorstellungen des Herrn Dront nachgeben.

Auf dem Rückwege wurde folgendes Gespräch geführt:

Dront. Nun Frize, wie hat es dir bey unserm Wirth gefallen?

F. Recht wohl — recht wohl lieber Papa! die Leute haben sich alle Mühe gegeben, uns recht viel Vergnügen zu machen.

D. Das ist mir lieb. Wenn dir nun aber dieser Bauer das artigste Kompliment gemacht hätte, wie du es bey dem Tanzmeister gelernt hast, hätte dir aber nicht die geringste Erfrischung vorgesetzt, würde es dir denn auch so wohl bey ihm gefallen haben?

F. Schwerlich.

D. Was würdest du von ihm gedacht haben ?

F. Ich würde gedacht haben : das ist ein grober Bauer !

D. Friße ! Friße ! Dieser gute Mann ist bey uns gewesen , du hast ihm nicht nur keine Erfrischungen anebothen , sondern ihn auch noch ausgespottet. Wer hat denn mehr Lebensart , du ? oder der Bauer ? —

F. (Erröthend) Ja das ist wohl auch seine Schuldigkeit ; er hat ja den Nutzen von unserm Gute.

D. Was nennst du Nutzen ?

F. Wenn man die Früchte von den Aeckern einärndten , und das Gras von den Wiesen abmähen darf.

D. Gut , diesen Nutzen hat der Bauer. Was macht er aber mit den Früchten ?

F. Er genießet sie mit seinem Weibe , und seinen Kindern.

D. Genießt er alle ?

F. Ich habe gesehen , daß er auch seine Pferde davon füttert.

D. Und was macht er mit den Pferden ?

F. Er pflüget unsern Acker.

D. Also siehst du , daß schon ein Theil von dem Nutzen , den er von den Aeckern zieht , wieder auf die Aecker kömmt. Aber glaubst du , daß er mit seinen Kindern und Pferden alles aufzehre ?

F. Die Kühe mögen wohl auch ihren Theil davon bekommen.

Karl. Und auch die Schafe, Hühner, und Tauben.

D. Das kann alles seyn. Glaubt ihr aber, daß diese alle seinen ganzen Vorrath aufzehren?

F. Nein, ich erinnere mich ja, daß er sagte, er fahre mit seinen Früchten in die Stadt auf den Markt.

D. Und was thut er mit dem Geld, das er daraus löset?

F. Ich habe die vorige Woche gesehen, daß er an Sie lieber Papa! einen Beutel voll bezahlet hat.

D. Ueberlege also, wer den mehresten Nutzen von unserm Gut hat, ich? oder der Bauer? Es ist wahr, er erhält davon seine Pferde; aber sie müssen auch unsere Aecker pflügen, die sonst gewiß vom verderblichen Unkraute würden ausgezehret werden. Er füttert davon auch sein übriges Vieh; aber die Düngung von diesem kömmt auch auf die Aecker, und macht sie fruchtbar. Seine Gattinn und Kinder essen auch davon, sie müssen aber auch dafür arbeiten, und sogar die Kleinen jäten im Frühlinge und Sommer die Saat aus. Und so kömmt dieß alles wieder zu meinem Nutzen. Das Uebrige verkauft er, und bringt mir das Geld, das er daraus gelöset hat. Gesezt, daß er auch

noch etwas übrig behält, so ist es ja billig, daß er für seine saure Arbeit etwas Lohn und Erquickung habe. Sage mir nun, wer hat den mehresten Nutzen von unserm Gute?

F. Ich sehe nun wohl, daß wir ihn haben.

D. Und würden wir ihn haben, ohne diesen Bauer?

F. O ja! es giebt ja noch viele andere Bauern in der Welt.

D. Das ist wahr. Es sind aber nicht alle so ehrlich, wie dieser. Ehedem hatte ich mein Gut an einen andern verpachtet. Dieser ließ aber die Aecker verwilden. Wenn der Zahlungstag kam, so hatte er kein Geld. Da ich ihn bey Gericht klagte, so hatte er gar nichts mehr übrig, wovon er mich hätte zahlen können; und wo nichts ist, da, weißt du, wie das alte Sprichwort lautet, da hat selbst der Kaiser das Recht verloren.

F. Der gottlose Kerl!

D. Wenn nun der jetzige Pächter eben so gottlos wäre, würde ich wohl von meinem Gute Nutzen haben?

F. Freylich nicht.

D. Wem habe ich also den Nutzen, den ich davon ziehe, zu danken?

F. Ich sehe nun wohl, daß Sie ihn diesem ehrlichen Manne zu verdanken haben.

D. Also war es noch weit mehr unsre

Pflicht, ihn gut zu bewirthen, als wir dieses von ihm erwarten konnten?

F. Ich erkenne es nun lieber Papa! daß ich gefehlt habe.

D. Merke es! und hüte dich, daß du diesen Fehler künftig nicht wieder begehest. —

Hierauf erfolgte ein kurzes Stillschweigen. Bald aber fieng Herr Dront wieder an: Warum spieltet ihr beyden (zu Fritz und Karl) nicht auf der Violine?

F. Sie wissen ja lieber Papa! daß wir das Geigen nie gelernet haben.

D. So kann also doch ein Bauerjung auch etwas, das ihr nicht versteht.

F. Das ist wahr. Kann er aber auch Lateinisch und Französisch?

D. Kannst du denn auch pflügen? Weist du wie die Pferde müssen gewartet, und wann Gerste, Hafer, Weizen, Roggen, Erbsen und Bohnen ausgesäet werden? —

F. Von dem allen verstehe ich nichts. Ich bin aber auch kein Bauer.

D. Wenn nun aber alle Leute, sonst nichts als Lateinisch, und Französisch verstünden, würde wohl die Welt bestehen können?

F. Schwerlich. Wo nähmen wir unser Brod, und unser Gemüse her?

D. Würde aber die Welt bestehen können, wenn wir kein Latein und kein Französisch verstünden?

F. Ich glaube.

O. Merket euch also, was ihr gesehen und gehöret habt. Der schlecht gekleidete Bauer, der euch ein plummes Kompliment machte, der uns bath, daß wir sehen möchten, wie man sich auf den Land invitire (divertiere) war höfflicher als ihr beyden (zu Fritz und Karl.) er versteht mehr als ihr, hat nothwendigere Dinge gelernt, als ihr. — Es ist also höchst unrecht, jemanden wegen seiner schlechten Kleidung, oder seines plumphen Anstandes, oder seiner Berufsgeschäfte wegen zu verachten. Jeder Stand hat seine eigenen Verdienste, und verdient eure Achtung.

Das Kutschenpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug
 im Acker ziehn,
 Und wieherte mit Stolz auf ihn.
 „Wann“, sprach es, und fieng an, die Schen-
 kel schön zu heben,
 „Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
 Und wann bewundert dich die Welt?“ —

„Schweig“, rief der Gaul,“ und laß
 mich ruhig pflügen;
 Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
 Wo würdest du den Haber kriegen,
 Der deiner Schenkel Stolz erhält? —

* * *

Die Ihr den Bauersmann oft sehr ver-
 achtet,
 Bornehme Kinder, wißt,
 Daß selbst der Stolz, mit dem Ihr ihn be-
 trachtet,
 Daß Euer Vorzug selbst, aus dem Ihr ihn
 verachtet,
 Auf seinen Fleiß gegründet ist.
 Ist der, der Euch und sich durch seine Händ'
 ernähret,
 Nichts bessers, als Verachtung werth? —
 Gesezet auch, Ihr hättet bessere Sitten;
 So ist für Euch der Vorzug doch sehr klein.
 Denn stammet Ihr aus Bauernhütten,
 So hättet Ihr gewiß auch Bauernsitten,
 Und was Ihr je nun seyd, vielleicht noch
 mehr,
 Das würde auch der Bauer seyn,
 Wenn er, wie Ihr, erzogen wäre. —
 Ihr Kinder in der Stadt, o merkt Euch dies
 se Lehre!

Kinder, seyd gehorsam; sonst machet ihr euch selbst unglücklich.

Zu N. waren zwey Brüder. Der älteste mochte ungefährl eilf, der jüngste zehn Jahre alt seyn. Beide wurden von ihren Aeltern gar sehr geliebt. Ihr Vater, der ein Kaufmann war, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun. Er pflegte alsdenn zu seiner Vertheidigung gegen Strassenräuber ein Paar geladene Pistolen bey sich zu führen. Wenn er zurück kam, schoß er diese gemeinlich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit niemand sich oder andern damit Schaden thun möchte. Dem ohngeachtet verboth er seinen Söhnen oft aufs nachdrücklichste, sowohl diese Pistolen, als auch jedes andere Schießgewehr in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wüßten. Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn sie einmal erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spassen, weil daraus schon oft großes Unglück entstanden wäre.

Nach einigen Tagen kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er den folgenden Tag wieder abzureisen gedachte; so hatte er dießmal seine Pistolen nicht losgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne selbe allda anrühren würden, besorgte er gar nicht, denn er hatte es ihnen ja schon oft genug ernstlich verbothen.

Über was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater im Comtoir war, um da manches anzuordnen, was während seiner Abwesenheit geschehen sollte, spielten Wilhelm und Christian, so hießen die beyden Knaben, in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische, und außer ihnen war niemand zugegen. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngeren Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du! antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verbothen ist, die Pistolen anzurühren? — Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; und verderben werden wir ja auch nichts daran; zu dem sieht uns ja jetzt Niemand. Sieh, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß, (und so zog er die Hähne beyder Pistolen auf.) „Nun stelle dich hin, und gieb Acht, wie ich kommandire. Wenn ich Feuer rufe; so mußt du hier abdrucken. — Schon standen beyde Knaben

einander gegenüber, und Wilhelm kommandirte: Achtung! — Präsentirt das Gewehr! — Schlagt an! — Feuer! — Mit diesem Worte drückte jeder los, und beide fielen nieder, und wälzten sich in ihrem Blute. Auf den Knall der beiden Pistolen kam erst die Mutter voll Schrecken herbey gerannt, und o Himmel! welch ein Anblick! Ohnmächtig sank sie bey ihren Kindern zur Erde, welche in eben diesem Augenblicke ihren letzten Athemzug thaten; als auch der unglückliche Vater todtblaß zur Thüre hereinstürzte, und seine Söhne im Blute liegen sah. Den lauten Jammer der Mutter, welche von dem herbegelaufenen Gesinde wieder zu sich gebracht wurde, und das stumme herzerfleischende Härmen des betrübten Vaters kann keine Feder beschreiben. —

Seht liebe Kinder! ein einziger Ungehorsam brachte gute Aeltern um alle Freuden ihrer künftigen Tage, und zwey hoffnungsvolle Knaben gar ums Leben.

2.

Philippinchen hatte eine gute vernünftige Mutter. Sie bekam alle Tage von ihr die besten Lehren. Unter andern wurde ihr beständig gesagt: Ein gutes Kind sollte seinen Aeltern treulich gehorsamen.

Weil Philippinchen fleißig nähen und stricken mußte, so glaubte ihre Mutter, daß

es eben darum nöthig sey, ihr auch einige Geschäfte zur gesunden Körperbewegung aufzutragen. Sie mußte also die Blumenbeete im Garten jäten, und begießen, und Holz in die Küche tragen. Die vernünftige Mutter gab ihr aber dabey die ausdrückliche Erinnerung: „Nimm dich ja in Acht, daß du die Gießkanne und das Holz nicht alle Tage mit dem nämlichen Arme trägst; du mußt also, um nicht krumm zu wachsen, täglich abwechseln, so, daß du am Montag, Mittwoch und Freytag immer mit der rechten, die übrigen Werkstage aber mit der linken Hand trägst. Merke dir dieß liebes Kind, und thue es; dein Ungehorsam könnte dir sonst theuer zu stehen kommen.“

Die leichtsinnige Philippine vergaß aber gar bald die gute Lehre ihrer sorgfältigen Mutter. Weil es ihr geläufig war, die rechte Hand zu brauchen, so brauchte sie dieselbe auch immer, und dachte nie eher an die gutgemeinte Warnung, als bis sie ihre Frau Mutter sah; dann nahm sie geschwind die Gießkanne oder das Holz in jene Hand, in die es an demselben Tage mußte genommen werden.

Was half es aber dem armen Mädchen, daß es die gute Mutter betrog? — Da es sich einst von der Mutter zu einem feyerlichen Besuche mußte ankleiden lassen, schrie diese mit einer jämmerlichen Stimme: Um Gottes

Willen! Philippine! Du bist ja ausgewachsen! — Und beyde weinten. Man schickte nun zu einem Arzte; dieser zuckte die Achseln, und sagte, daß er keinen andern Rath zu geben wüßte, als für Philippinen eine Schnürbrust mit eisernen Stäben verfertigen zu lassen. Diese war nach wenigen Tagen da. Das arme Mädchen mußte die größten Schmerzen ausstehen, wenn es dieselbe anzog. Das half aber nichts. Ob sie nun gleich den ganzen Tag wimmerte, und über Schmerzen klagte, so erhielt sie doch von ihrer Mutter weiter keinen Trost, als diesen: „Wer nicht hören will, muß fühlen. Hättest du mir gefolgt, so dürftest du diese Schmerzen nicht ausstehen.“ —

Aber auch die Schnürbrust half nichts. Die ungehorsame Philippine wurde ein kleines höckeriges unansehnliches Persönchen, und beweinte zu spät ihren Ungehorsam. Wenn sie nach der Zeit Kinder sah, so sagte sie allezeit, und meist mit Thränen in den Augen: „Kinder, gehorchet euren Aeltern! Ich wäre kein so elender Krippel geworden, wenn ich meinen Aeltern gehorcht hätte.“

3.

„Bleib zu Haus, sagte der Vater zu seinem Kinde, bis ich wieder komme.“ Joseph, so hieß das Kind, versprach zu gehorsamen.

Raum war der Vater fort, so kam des Nachbarn Sohn, der den guten Joseph auf das Feld hinausführen wollte. Joseph getraute sich anfangs nicht zu gehen, weil es der Vater verbothen hatte. „En, der Vater! sagte der schlimme Gesell, er weiß ja nichts davon; wer weiß, wo dein Vater ist, oder wann er nach Hause kömmt? Sollst du immer die Stube hüten?“ Joseph ließ sich überreden, und gieng.

Sie giengen bey einem Garten vorbei, wo schönes Obst hieng. Da fieng der saubere Kamerad gleich an, Obst herabzuschlagen; aber hun! war der Bauer da, dem der Garten zugehörte. Beide Knaben liefen davon; aber weil Joseph, als der kleinere, nicht so geschwind laufen konnte, wurde er von dem Bauern erwischt, und hart mit Schlägen hergenommen. Es half ihm nichts, daß er immer rief: „Ich bin unschuldig, ich habe keinen Baum angerührt!“ er mußte es anstatt des Schuldigen büßen.

Joseph kam mit nassen Augen nach Hause, und bald darauf auch der Vater. „Kind! was fehlt dir, war die erste Frage des Vaters; dir ist was Widriges begegnet; sage, was ist dir Leids geschehen?“ Joseph gestand alles, und klagte, daß ihm unrecht geschehen sey. „Recht ist dir geschehen, sagte der Vater; warum hast du mir nicht gefolgt,“

Wenn deine Aeltern dir
 Was ernstlich untersagen;
 So folge, ohne erst,
 Warum? vorher zu fragen.
 Die Aeltern wollens so:
 Genug! denk nur bey dir:
 Sie wissen schon warum,
 Und meynens gut mit mir.

H e l m u t.

Eine Romanze.

Helmüt war ein Friedensstörer,
 Zankt' und that nie seine Pflicht;
 Machte seinem guten Lehrer
 Viel Verdruß und folgte nicht.
 Bath sein Lehrer ihn, so dachte
 Helmüt: Sprich du nur! — und lachte.

Widerspenstig war er, träge
 In der Zeit des Unterrichts;
 Gut' und harte Worte, Schläge,
 Denkt! selbst Schläge halfen nichts.
 Helmüt ward indessen größer;
 Aber leider nur nicht besser.

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
 Einst, nach einem bösen Streich,
 Sprach sein Lehrer: „Du könnst nimmer
 Mehr auf einen grünen Zweig!
 Wenn ich längst im Grabe schlafe,
 Trifft dich, denke dran, die Strafe.“

„Jest noch bitt' ich dich mit Thränen
 Helmut befre dich! denn, ach!
 Schwere Strafen folgen denen,
 Die sich Lastern weihen, nach.“ —
 Statt erschreckt zurück zu schaudern,
 Denkt' er: „Laß den Murrkopf plaudern!“

Jahre sind indeß verflossen,
 Und der Lehrer lebt nicht mehr.
 Einst streift Helmut mit Genossen
 Seiner Streich' im Wald umher,
 Und beklettert Eich' und Buchen,
 Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
 Eines Eichbaums nicht zu hoch;
 Er hinan, daß Zweig und Wipfel
 Sich von seiner Schwere bog.
 „Heda! seht, hier steh' ich, Brüder!“
 Rief er von der Eiche nieder.

„Sprach nicht unser Lehrer immer,
 Spielt ich irgend einen Streich,
 Helmut! Helmut! da könnst nimmer,

Mehr auf einen grünen Zweig?
 Jago brächt' ich ihn zum Schweigen,
 Säh' er mich hier auf den Zweigen."

„Ihm zum Troß' leb' ich noch munter!"
 Als er spottend noch so sprach,
 Krack! da brachs, und er herunter,
 Daß er Hals und Beine brach. —
 Einen Todesschreck empfanden
 Alle, welche unten standen!

Vom Nutzen der Obrigkeiten.

In einem Dorfe wohnten vier ordentliche Bauern, das ist, solche, die Ordnung und Recht liebten, und zwölf unordentliche, oder solche, die sich nach nichts, als nach ihrem eigenen Willen richteten und zum allgemeinen Besten nichts beitragen wollten. An den Feldern dieses Dorfs floß ein kleiner Fluß vorbei, der bei großem Wasser öfters die Dämme durchbrach, und durch Ueberschwemmung Aecker und Wiesen beschädigte. Die vier ordentlichen Wirthe dämmten, und thaten ihr möglichstes; aber es war für sie zu

viel Arbeit. Die zwölf unordentlichen wollten gar nichts dazu helfen, und aus Eigensinn lieber Schaden leiden, als ihren klügern Nachbarn behilflich seyn.

In ihrem Dorfe war es so morastig, daß das Zugvieh oft stecken blieb, und man nur mit Mühe und Schaden den Dünger ausführen konnte. Die vier ordentlichen Bauern sagten oft: „Lasset uns alle zusammen helfen, und das Dorf mit Feldsteinen auspflastern.“ Die faulen wollten aber nicht, sondern nahmen allerley Dinge vor; und der Ackerbau war ihre geringste Sorge.

Es waren auch viele schlechte und zu weit entlegene Felder bey diesem Dorfe; dagegen viel zu wenig Holz, mit dem überhaupt von jeher zu schlecht gewirthschaftet ward. „Lasset uns jene schlechten weit entlegenen Feldgründe in Waldungen umändern, und Holzsaamen darauf säen, und das Vieh hüten, damit es den jungen Holz-Anflug nicht abfrisst, ehe er groß wird; so haben doch wenigstens unsere Kinder Holz zu hoffen.“ So sagten abermal die klügern Bauern. „Das wäre uns eben recht, erwiederten die unordentlichen; jetzt dürfen wir unser Vieh nur vor's Dorf hinausjagen, und weiden lassen, wo es ihm beliebt; alsdenn müßten wir aber dieß Recht aufgeben.“ Kurz, sie hielten in allem Guten immer das Widerspiel.

Endlich bekam das Dorf eine ordentliche Obrigkeit. Da ward alles anders. Die rechtschaffenen Unterthanen wurden gelobt und geschätzt; die andern mußten sich Ordnung und Recht gefallen lassen, und die Widerspenstigen wurden gestraft.

Gott regiert die Menschen durch Obrigkeiten, und ihre Macht ist von Gott. Die Obrigkeit hat das Recht, die Bösen zu strafen; sie ist der Frommen Schutz und Bestand, und muß dereinst vor Gott über alles genaue Rechenschaft ablegen.

„Jedermann sey willig, und der Obrigkeit unterthan, die Gewalt über ihn hat;“ so schrieb der Apostel an die Römer. XIII.

Empörung der Glieder wider den Magen.

Einstmal empörten sich die Glieder Des Körpers gegen ihren Bauch. Auf! schrie der Mund, ihr Herren Brüder! Was mästen wir den faulen Schlauch? Herr Magen darf ja nur befehlen,

Den Augenblick vollzieht
 Sein hohes Wort schon jedes Glied.
 Mein sagt mir doch, warum wir uns so quälen?
 Daß wir des gnäd'gen Herren Appetit
 Mit unserm sauren Schweisse stillen,
 Und einen trägen Kanzen füllen?
 Laßt ab! wir wollen sehn, was aus ihm wird,
 So bald sich kein's mehr von uns rührt.“

Gedacht, und auch geschehn!
 Die Hände fiengen an zu sinken:
 Die Füße weigern sich zu gehn,
 Das Maul zu essen und zu trinken;
 Der ganze Körper blieb sters unbeweglich stehn,
 Der Magen mochte nun befehlen oder flehn.—
 Doch dauerte die Revolution nicht lange;
 Bald ward den trotzigem Empörern bange.
 Raum war der Magen wen'ge Tage leer,
 So gieng schon Puls und Athem schwer;
 So schwanden schon der Glieder Kräfte;
 Schon trockneten der Nerven Säfte,
 Schon schrumpft der ganze Leib erbärmlich ein.
 Raum konnte mehr der Mund zu dem vereng-
 ten Magen
 Vor Schwachheit schon halb todt nur diese
 Worte sagen:
 „Durch eignen Schaden klug sehn's wir nun ein,
 Bey Einigkeit und Ordnung nur allein
 Kann jedes Glied im Körper glücklich seyn.“

Wilde Freyheitsliebe macht
unglücklich.

Ein aufgejäumtes Pferd stund länger als
zwo Stunden
Vor einer Hausthür' angebunden;
Die Fliegen stachen es; ihm fiel bey dieser
Pein
Die Härte seines Schicksals ein.

„Hat wohl ein ander Thier mehr Plagen?
Bald muß es seinen Herrn, und sein Gepäcke
tragen;
Bald den beladnen Wagen ziehn,
Und mehr als möglich thun, der Peitsche zu
entfliehn.
Nie thut es einen Schritt, als mit des Rei-
ters Willen.
Oft läßt sein Meister ihm nicht Zeit,
Mit einem Trunk den Durst zu stillen.
Der Jugend Kraft verfliegt in steter Dienst-
barkeit.
Was ist sein Lohn dafür? Die kurze Ruh' im
Stalle,
Ein wenig Haber, Heu, und Stroh,
Nie wird es seines Lebens froh.“ —

Hier regte sich des Pferdes Galle.
 Es riß im Grimm den Zaum entzwen;
 Setzt über Fels und Fluß, und sprang mit
 schnellen Füßen
 Dem dicken Walde zu. Nun war es endlich frey;
 Doch eine Stunde drauf ward es vom Wolf
 zerrissen. —

Hart sey des Dieners Stand; doch ist er jederzeit
 Viel besser noch, als — frey sey'n ohne
 Sicherheit.

Der Priester und der Kranke

Einst tobten Pest, und Tod in einer groß-
 sen Stadt.
 Die Priester wurden heisch, die Todtengräber
 matt;
 So wuchs der Kranken Zahl, so häuften sich
 die Bahren,
 Geschlechter starben aus, viel Junge vor den
 Jahren,
 Viel Alte, doch nicht gern; das sah sehr
 kläglich aus.

Da kam ein Ordensmann in ein gewis-
 ses Haus,
 Hier lag ein kranker Greis, und stritt mit
 seinem Ende,

Sein Bett war faules Stroh, sein Wärter
 kahle Wände,
 Zwo Sägen, und ein Beil, sein ganzes Hab'
 und Gut.

„Mein Freund, hub nun der Priester
 an, faßt frohen Muth,
 Der Kerker dieser Welt wird euch nun auf-
 geschlossen;
 Ihr habt des Vermuths viel, und wenig Lust
 genossen.“

Verzeiht, antwortete der arme franke
 Mann;
 Ich habe gut gelebt, so weit ich denken
 kann.
 Mich quälte weder Haß, noch Neid, noch
 Nahrungsorgen;
 Mein Werkzeug, das hier liegt, erwarb mir
 alle Morgen
 Des Tages Unterhalt; von Schulden war
 ich frey,
 Gesund, mein eigner Herr; was fehlte mir
 dabey?

Der Priester wußte nicht, was er ge-
 denken sollte;
 Doch fragt' er, ob er denn auch gerne ster-
 ben wollte?
 „Warum nicht, sprach der Greis, da, wie
 ihr sehen könnt,
 Mir Gott so lange Zeit des Lebens Lust ge-
 gönnt?“

* * *

O möchten Groß und Klein des Alten Lehre
fassen!
Wer sich begnügen läßt, lebt fröhlich, stirbt
gelassen.

Der Hirsch, der Hase, und der Esel.

Ein Hirsch mit prächtigem Geweih
Von vierzehn Enden gieng spazieren.
Ein Hase lief vorbei,
Sah ihn, und stuzte. Starr auf allen Vieren
Gafft er ihn erst von ferne an.
Nun wagt er etwas näher sich hinan,
Macht Stolz ein Männchen, sagt: Sieh mich
doch an;
Ich bin wohl auch ein Hirsch; denn spiz' ich
meine Ohren,
So hab' ich solch Geweih, wie du. —

Ein Esel hörte zu,
Und sagte: Du hast recht;
Wir sind von einerley Geschlecht,
Der Hirsch, und ich und du. —

Der Hirsch that einen Seitenblick;
Und gieng in seinen Wald zurück.

Jeder Stand ist lobenswerth, jeder
gut und ehrlich.

In einem Bienenstöck entspann sich einst ein
Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit Einem Wort' ein Streit der Ehre,
Wer edler wohl, und besser wäre.

O, rief die stachlichte Partey,
Was braucht man länger noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit unsrer Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Kost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen? —

So? fielen hier die andern ein,
Wo würde euer Honig seyn,
Wenn wir kein Wasser tragen.
Daß euer Stachel uns gebriecht,
Dieß schadet unserm Werthe nicht.
Genug, daß wir getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.

So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
 So soll euch doch der Ausgang lehren,
 Daß wir zugleich mit euch vereint
 Zur ganzen Monarchie gehören.
 Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
 Nun mußten die, die Honig machten,
 Entfliehen, oder ganz verschmachten;
 Und viele Zellen wurden leer.

Nun rief die Bienenkönigin
 Den Rest der Unterthanen,
 Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
 „Der Unterschied in eurer Pflicht
 Erzeugt, sprach sie, den Vorzug nicht;
 Nur die dem Staat' am treuesten dienen,
 Die sind allein die bessern Bienen.“

Gespräch

zwischen einem Bürger aus der Stadt,
 und zwischen einem Landmann.

Ein Bürger gieng einst im Frühlinge nach
 einem Dorfe. Gegen Abend kam ein gewaltsamer
 Regen, und er getraute sich nicht, im
 Regen nach Hause zu gehen, sondern blieb

im Dorfe. Ueber eine Zeit trat der Bauer, in dessen Hofe der Bürger zusprach, mit seinem Sohne in die Stube; sie kamen eben von der Feldarbeit zurück. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen entstand unter ihnen folgendes Gespräch.

Der Bürger. Nein, ich möchte doch kein Bauer seyn! Bey solcher Witterung pflügen, oder sonst was unter frehem Himmel handthieren, das mag keine kleine Plage seyn, und wie oft ist im Jahre schlechtes Wetter?

Der Bauer. Mühe ist keine Plage, lieber Herr! und dann ist das Wetter von Gott, und hat immer einen Nutzen.

Der Bürger. Ja; das ist wohl wahr; aber ihr werdet doch naß und krank davon.

Der Sohn. Naß wohl; aber deswegen nicht krank. Die Gewohnheit, oft naß zu werden, härtet uns Bauersleute ab, und macht, daß es uns nicht schadet.

Der Bürger. Ihr sehet freylich nicht krank aus, mein Freund! aber ehe man das auch gewohnt wird!

Der Sohn. Wir sind schon von Jugend auf stärker, als die Leute in der Stadt. Wir spielen, als Kinder, im kalten Wasser, und sind oft bey solchem rauhen Wetter auf der Strasse, da in der Stadt keine Mutter ihr Kind herausließe. Und überdieß sagt das Sprichwort: Arbeit erwärmt.

Der Bürger. Wir Bürger arbeiten auch.

Der Bauer. Ja, lieber Herr, und eure Arbeiten sind auch sehr nützlich. Aber die unserigen sind überdas noch lustig. Wenn euch eine Lerche singen soll, so müßt ihr sie im Keffig füttern; uns singen viele hundert in Gottes freyer Luft umsonst. Eure Professionen sind oft sitzend, und beschwerlich; eure Zimmer oder Arbeitsstuben riechen manchmal übel, und oft müßt ihr, sagt man, gar mit Gift umgehen, welches euch endlich elend und krank macht. Uns aber ergötzen die schönsten Blumen durch Geruch und Anblick zugleich. Und der Duft der frisch gepflügten Erde, oder einer eben abgemähten Wiese giebt unsrer Gesundheit die heilsamste Stärkung. Ein schöner Frühlingmorgen ist so was herrliches, dergleichen man in der Stadt gewiß wenig genießt.

Der Bürger. Aber wie viel Gefahr drohet euch immerzu! Hitze und Nässe, Hagel und Sturm, Ungeziefer, Krieg, und Viehseuche können alle eure Hoffnungen zu Grunde richten. Aber wir Bürger arbeiten immer gleich fort, und oft, wenn recht viel draufgeht, haben wir die meiste Nahrung.

Der Bauer. Ja, Herr, wir brauchen aber auch nicht so viel als ihr, und als uns Gott insgemein schenket. Gelingt es uns einige Jahre nacheinander, dann können wir

auch wieder einen Schaden erkragen. Und in solchen Unglücksfällen haben wir auch mehr Anlaß, an Gott zu denken, und fromm zu seyn; und insgemein kömmt uns dann auch unsre gute Obrigkeit zu Hülfe. An Gott erinnert uns Bauern immer alles, was um uns her geschieht. Wir sehen die Werke seiner Allmacht und Güte täglich vor Augen, und empfangen unsern Segen unmittelbar von ihm. Wir sehen, wie er allem Fleische Speise giebt, und dem Vieh sein Futter reicht, und dem Regen gebiethet, auf daß die Erde Gewächse bringen kann.

Der Bürger. Dagegen haben wir in der Stadt mehr Schutz, und Sicherheit, Hülfe in Krankheiten, angenehmen Umgang, und mancherley Anstalten, unsere Kinder etwas lernen zu lassen; das ihr nicht habt. Auch ist unser Gottesdienst viel prächtiger, und zahlreicher, unsere Häuser und Gärten schöner, und unsere Kleidung bequemer als die Eurige.

Der Bauer. Lieber Herr, unsere Armut verliert keinen, uns zu berauben, und wenn man uns Unrecht thun will, so schlägt uns die Obrigkeit. Krank werden wir seltener, weil wir einfacher leben, und weniger schmausen. Unsere Kinder erziehen wir wohlfeiler und leichter, als ihr; Fleiß und gesunde Glieder sind ihre beste Mitgabe. Was unsern Gottesdienst betrifft, so wissen wir,

daß nicht die Menge der Gebethe, sondern die Lieblichkeit des Bethenden Gott angenehm ist; und oft singen oder bethen wir mit mehr Andacht bey der Feldarbeit, als mancher Städter im prächtigsten Tempel. Unsere Häuser von Holz decken uns vor jeder bösen Witterung eben so gut, als Paläste von Marmor; und sie, und unsere Kleidungen machen uns durch unnöthige Kostbarkeit nicht arm.

Der Bürger. Ihr mögt sagen, was ihr wollt, ich werde kein Bauer.

Der Bauer. Lieber Herr! die Stadt und der Bürgerstand mögen immer ihre Vorzüge haben; das Land und der Bauernstand hat aber auch die seinigen; und gut ist's, wenn jeder Mensch seinen Stand liebt. Ich wollte auch die Stadt nicht verachten, sondern nur zeigen, daß man auch als Ackersmann recht glücklich leben kann, wenn man sich nur darein zu schicken weiß. Ueberhaupt hat der liebe Gott alles gut gemacht, und jedem Stande gewisse Vortheile, und Freuden zugetheilt, so daß jeder Mensch, wenn er anders auf Tugend, Fleiß und Ordnung hält, und genügsam ist, seine Lebensstage zufriednen, und so glücklich, als es sich vernünftiger Weise auf dieser Erde fodern läßt, zu bringen kann.

Lebe mit deinem Schicksale zufrieden.

Ein Fuchs, dem jest eben eine fette Gans entflohen, die er schon fast bey den Federn hatte, schlich voll Unmuth hinter einem Zaune herum, und lauerte mit Ungeduld auf ein anderes Frühstück. Da sah er einen Adler in der Luft schweben. „Ach! dachte er bey sich, wer doch fliegen könnte, wie dieser Vogel! Könnte ich das, mir sollte nichts entwischen, wenn ich einmal meine Augen darauf geworfen hätte. O wie herrlich wollte ich leben!“ Indes geschah ein Schuß, und der Adler fiel todt aus der Luft herab. Der Fuchs erschrack und sagte: Wie froh bin ich, daß ich nicht an seiner Stelle war! Es ist doch sicherer hier unten herum zu schleichen, als oben zu fliegen in der Luft, wo der mächtige Mensch einen immer gleich im Gesichte hat, und einen, ehe man es sich versteht, herunter stürzen kann.“

Trostlied für den Unzufriedenen.

Du klagst, und fühlst die Beschwerden
Des Stands, in dem du dürftig lebst:

Du strebest glücklicher zu werden,
Und siehst, daß du vergebens strebst.

Ja, Klage! Gott erlaubt dir Zähren;
Doch denk' im Klagen auch zurück:
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit;
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Genieß, was Gott dir hat beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand hat seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Vertheilt er stets mit weiser Hand,
Nicht so, wie wirs zu wünschen pflegen,
Doch so, wie er's uns heilsam fand.

Willst du zu denken dich erköhnen,
Daß seine Liebe dich vergift?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäfte
Und nütze deine Lebenszeit.

Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
 Ein ewig Glück durch Hoffnung sehn,
 Dieß ist der Weg zu Ruh und Leben.
 Herr! lehre diesen Weg mich gehn.

Der Nebel.

Lotte gieng an einem Frühlingsabend mit ihrem Vater spazieren. Nicht weit von ihnen stieg aus einer niedrigen Wiese eine dicke Nebelwolke auf. Sie hatte von fern das Ansehen eines weißen Sandhügels.

„Vater! Vater! schrie Lotte, o sieh doch, was ist das da unten auf der Wiese?“

Vater. Es ist ein Nebel, mein Kind!

Lotte. Aber es scheint ja ganz dicht zu seyn, als wenn man's mit Händen greifen könnte.

Vater. Wenn wir dort wären, würden wir ihn kaum bemerken.

Lotte. Unmöglich! Wenn ich dort wäre, ich wollte ihn vielleicht doch anfassen können.

Vater. Meinst du? — Nun so komm, wir wollen hingehen.

Lotte. O das ist schön, Vater! Ich will auf den weißen Hügel klettern; da wird man recht herumsehen können!

Sie eilten nun hin. Da sie an Ort und Stelle kamen, bemerkte man kaum einen feinen Dunst, der doch von fern gesehen, so dicht zu seyn geschienen hatte.

Vater. Siehst du, **Lotte**, daß ich die Wahrheit sagte? Wo ist nun der weiße Berg, den wir von dort her sahen?

Lotte. Verschwunden! — Aber das ist doch närrisch! Es schien so viel hier zu seyn, und nun ist fast gar nichts da.

Vater. Wundere dich nicht darüber, liebe **Lotte**; es giebt in der Welt der Dinge mehr, die in einiger Entfernung wunder was zu seyn scheinen; untersucht man sie aber in der Nähe, so sind sie nichts, als ein leerer Dunst.

Lotte. Was sind das für Dinge, **Vater**?

Vater. Erinnerst du dich an die schöne gepuhte Dame, die uns gestern in einem prächtigen Staatswagen begegnete?

Lotte. O ja! das war eine prächtige Kutsche! — Und so schöne allerliebste Pferde davor! Und der Kutscher, und die beyden Bedienten, die hinten auf standen, die schimmerten einmal recht von Silber!

Vater. Das muß wohl eine rechte Lust seyn, so eine vergoldete Kutsche mit so raschen Pferden, und so schön gekleideten Bedienten zu haben, und selbst so prächtig aufgepuht zu seyn, wie die Dame war. Nicht wahr, **Lotte**? —

Lotte. Ja, das glaub' ich!

Vater. Aber sahst du nicht, wie verzürlich und fränkelnd die schöngeputzte Dame in ihrer herrlichen Kutsche da saß, recht als wenn sie zur Strafe darin eingesperrt gewesen wäre?

Lotte. Ja, das ist auch wahr; sie sah eben so aus, wie unsere Marie, da sie das Fieber hatte.

Vater. Sie muß also doch wohl nicht zufrieden seyn, ohngeachtet sie in einer prächtigen Kutsche saß, und ganz gewiß auch zu Hause viele kostbare Sachen haben wird.

Lotte. Wahrlich nicht!

Vater. Siehst du nun, Lotte? Alle die äußere Gestalt und glänzende Pracht, die uns, von fern betrachtet, oft so sehr gefällt, verhält sich oft eben, wie dieser Nebel, der uns in der Ferne auch ganz anders vorkam, als wir ihn jetzt sehen, da wir uns selbst darin befinden. Schöne Kleider, schöne Kutschen und Pferde, schöne Häuser und Gärten, köstliche Mahlzeiten und alle irdischen Schätze und Kleinodien können uns nicht glücklich machen; man kann sie besitzen, und doch sehr unzufrieden dabey seyn. Thorheit ist es also, sich solche Dinge eifrig wünschen, oder die reichen Leute darum beneiden. Wer darnach läuft, der läuft nach einem bloßen Dunste, der ihm zu nichts hilft, und verschwindet, so bald er ihn erreicht hat.

Erinnere dich daran, mein Kind, so oft du wieder einen Nebel aufsteigen siehst, und bedenke dann immer, was ich dich schon oft gelehret habe, daß nämlich nichts eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren könne, als Güte des Herzens, genaue Erfüllung seiner Pflichten, Rechtschaffenheit, Tugend, innere Zufriedenheit oder Seelenruhe, und eine dankbare Genügsamkeit mit dem, was Gottes weise Fürsorge uns beschieden hat. Willst du das, liebe Lotte? —

Lotte antwortete mit einem stummen herzlichen Kusse auf ihres guten Vaters Hand.

Die Berathschlagung der Pferde.

Ha! sprach ein junger Hengst, wir Sklaven sind es werth,
 Daß wir im Joch sind. Wo lebt ein edles Pferd,
 Das frey seyn will? O wie glücklich war
 In jener Zeit der Väter Schaar!
 Die waren Helden; edel, frey,
 Und tapfer; in die Sklaverey

Bog keiner seinen Nacken;
 Engländer nicht, auch nicht Polaken.
 Der weite Wald
 War ihr geraumer Aufenthalt.
 Auch scheuten sie kein offnes Feld,
 Sie grasten in der ganzen Welt
 Nach freiem Willen. Ach! und wir
 Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten wie
 der Stier.

Wir Starcken sind dem schwachen Menschen
 unterthan,

Dem Menschen! — Brüder! seht es an
 Das kleine unvollkommne Thier!

Was ist es? was sind wir?

Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
 Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn;
 Pfuf! auf zwey Beinen geht er nur! —
 Niecht er wohl auch, wie wir, den Streit von
 fern?

Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?

Ist er großmüthiger als wir?

Ist er ein schöners Thier?

Hat er die Mähne, die uns ziert?

Und doch ist er, ihr Brüder, ach!

Der Herr, der uns regiert.

Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,
 Wir führen seinen Krieg, und liefern seine
 Schlacht.

Er siegt, und höret Lobgesang;

Die Schlacht indeß, die er gewann,

War unser Werk, wir hatten es gethan.

Was aber ist der Dank? —
 Wir dienen ihm zur Pracht
 Vor seinem Siegeswagen;
 Und ach! vielleicht spannt er nach dreihen Tagen
 Den braven Rappen, der ihn trug,
 Für wenig Geld verkauft vor einen Pflug.
 Entreiszet, Brüder, euch der niedern Sklaverey!
 Entreiszet euch dem Joch, und werdet wieder
 frey.

Wie leicht ist es, wenn wir
 Zusammen halten! — Was meynt ihr? —

Er schwieg. Ein wieherndes Geschrey,
 Und wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bey.
 Ein einziger erfahrener Schimmel nur,
 Ein zweyter Nestor *) sprach: „Wahr ist es,
 die Natur
 Gab uns die prächtige Gestalt,
 Die kein Thier hat, als wir; auch gab sie uns
 Gewalt
 In unsern Huf; jedoch aus milder Hand
 Bekam der Mensch Verstand.
 Wer bauete den Stall, worin wir sicher sind
 Vor Tiger und vor Wolf, vor Regen, Frost
 und Wind?

*) An Erfahrungheit, wie der alte griechische Held
 Nestor einst vor Troja.

Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger
widerstehn,

Wenn wir der Auen Grün mit Jammer ster-
ben sehn?

Wenn Eis vom Himmel fällt, und alles wüßt
und todt

Auf allen Fluren ist? Wer wendet alle Noth
Und allen Kummer dann von unsren Krippen
ab?

Der Mensch, der gute Mensch, den uns der
Himmel gab.

Er säet Haber aus, und ärndtet siebenfach.
Er trocknet süßes Gras, und bringt es unters
Dach.

Zwar helfen wir dabey; doch thun wir keinen
Schritt

Und keinen Zug umsonst; er macht uns täglich
fätt

Mit Speisen und Getränk, und wenn er Sonn-
tag hat,

So haben wir ihn mit.

Wir dienen ihm, er uns, wir leben miteinander,
Sind mit einander frey. Der Rappe Buce-
phal *),

*) So hieß das Pferd Alexanders des Großen, das
außer den König Niemand aufsitzen ließ. Alexan-

Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alex-
ander

Auf seinem Rücken trug, war König in dem
Stall,

Wie dieser in der Burg; und kam er je ins
Feld,

Wo Ruhm zu erndten war, so war er auch ein
Held;

Und beyde, Pferd und Mensch, eroberten die
Welt,

Und theilten auch den Ruhm des Sieges. Wür-
den wir

Vom Bucephal sonst Nachricht haben?

Er läg' in tiefer Nacht begraben,

Das edle Thier! —

Niemals besänftigte der Redner Cicero

Die aufgebrachten Römer so,

Wie dieser Redner seine Brüder.

Denn er voran, und hinter ihm die Schaar

Der muthigen Rebellen alle;

Nebst dem, der ihr Wortführer war,

Begaben alsobald sich wieder nach dem
Stalle.

der bediente sich desselben in allen Schlachten, und hielt es so sehr in Ehren, daß er in der Gegend, wo es starb, eine Stadt nach dessen Namen erbaute.

Wie wohl man sich befinde, wenn man seinem Mitmenschen mit Liebe und Dienstfertigkeit begegnet.

Hornig war ein armer, aber rechtschaffener Landmann. Wem er helfen konnte, half er mit Freuden, und nie war er vergnügter, als wenn er das Vergnügen anderer vermehret hatte; deswegen liebten ihn auch alle seine Nachbarn herzlich, und erwiderten seine liebevollen Gesinnungen, so oft sich ihnen eine Gelegenheit darboth.

Einst brach im Dorfe Feuer aus. Hornig war eben sehr krank und schwach. Schon hatte die Flamme Heilmanns, seines Nachbarns, Haus ergriffen, und plötzlich trieb ein Windstoß das Feuer auch über Hornigs Strohdach. Es stand im Augenblicke in vollen Flammen. Da Heilmann dieß sah, flog er zum Hause des Kranken. Seine Freunde, welche dieß sahen, riethen ihm, zuerst auf die Rettung seines Eigenthums bedacht zu seyn. Heilmann antwortete: Mein Kranker Nachbar ist nicht im Stande, sich selbst zu helfen, und ich weiß gewiß, er

Gemeinn. Sonntagsbl. 1796. No. 9.

rechnet auf meine Hülfe. Mit diesen Worten stürzte er sich in Hornigs brennendes Haus, hob den Hülfslosen, dem schon die Flamme nahe kam, aus dem Bette, und trug ihn auf seinen Schultern ins Freye. — Hornig schwebte in Todesgefahr; aber seines Nachbars Liebe rettete ihm das Leben. So wird insgemein Dienstfertigkeit und wohlthätige Liebe von guten Menschen mit Gegenliebe und Dankbarkeit erwiedert.

Das Pferd und der Esel.

Einſt trug auf ſeinem ſchmalen Rücken
 Ein Eſel eine ſchwere Laſt,
 Die fähig war, ihn todt zu drücken.
 Ein ledig Pferd gieng neben ihm. „Du haſt
 Auf deinem Rücken nichts, ſprach das geplagte
 Thier,
 Hilf, liebes Pferd, ach hilf! ich bitte dich, hilf
 mir!“

Was helfen! ſchrie der grobe Gaul,
 Du biſt der rechte Gaſt; biſt viel zu faul:

Trag immer zu —, „Ich sterbe, liebes Pferd! —
 Die Last erdrückt mich, rette mich!
 Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!“
 Ich kann nicht, sprach das Pferd.

Kurz, unter dem zu schweren Sack'
 Erlag der Esel. Sack und Pack
 Schmiss man sogleich dem Rappen auf;
 Des Esels Haut noch oben drauf.

Von der Verträglichkeit.

Emilie, Charlotte, Karoline und So-
 phie hatten eine Lehrerin, welche sie, wenn
 das je möglich ist, mit mütterlicher Zärtlich-
 keit liebte. Der diese Geschichte erzählt, nenn-
 te sie Theone, weil die Edle ihren eigentli-
 chen Namen nicht wollte kund werden lassen.
 Der eifrigste Wunsch dieser gutherzigen Ju-
 gendfreundinn war, daß ihre Zöglinge gut,
 das heißt, glücklich würden, durch gegensei-
 tige Liebe und Verträglichkeit sich die Freu-
 den ihrer Jugend verflüsten, und jedes Ver-
 gnügen ungestört genießen.

Mit unbeschreiblicher Freude sah sie den
 guten Erfolg ihrer Lehren, und ihres Bey-

spiels. Aus allem, was sie that, sprach sichtbare Liebe; sie mochte nun belohnen, verzeihen oder strafen. Ihre Kleinen fiengen an, die glücklichsten Kinder zu werden. Sie übersahen einander ihre Fehler, vergaben sich gern die kleinen Beleidigungen, theilten ihre Freude, und konnten fast nicht ohne einander leben. Aber wie leicht vergessen Kinder die Mittel zu ihrem Glücke, wenn sie selbe auch schon kennen, und welche Wohlthat ist es für sie, immer unter guter Aufsicht zu stehen!

Theone mußte von den Kleinen auf einige Zeit abwesend seyn; sie hatte eine nothwendige Reise zu thun. Doch beschleunigte sie die Rückkehr, so sehr sie konnte. Kaum war ein Monath verflossen, so flog sie ihren Lieblingen wieder zu. Sie ward von ihnen mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen empfangen. Aber ach! welche Veränderungen bemerkte sie bald an den Kleinen! — Eine foderte mit Ungestüm etwas von der andern; diese weigerte sich trotzig, es zu thun; daraus entstanden verdrüßliche Reden, und alle Freuden des Spiels und der Arbeit waren dahin. Alle Augenblicke gabs neue Neckereyen; keiner gefiel da, wo es der andern gefiel. Wollte die eine in dem Garten spielen, so bestand die andere darauf, in der Stube, und die dritte vor der Thüre zu bleiben. Diese Unart nahm täglich zu.

Eines Tages, da sie einander alle Gefälligkeiten versagten, und sich so gar durch häßliche Gebärden zu kränken suchten, ward Theone so betrübt, daß eine Thräne nach der andern ihren Augen entrann. Sie schwieg indeß doch, und gieng weg auf ihr Zimmer. Hier dachte sie ernsthaft darauf, den kleinen Unglücklichen die Freuden der Eintracht, und gegenseitigen Liebe wieder zu geben.

Als sie wieder kam, liefen sie alle mürrisch und mißvergnügt zu ihr, und klagten, daß sie durchaus nicht mehr vergnügt seyn könnten. Jede beschwerte sich über die andere, daß sie schuld sey, und dann drangen sie in die Lehrerin, sie, die sonst immer gewußt, ihnen Freude zu verschaffen, möchte es doch auch diesmal thun.

Theone warf einen ernstern Blick auf sie alle, und sagte: Ich gebiete von nun an, daß keine die andere in ihrem Spiele stört, und damit dieß ja nicht geschieht, so soll eine jede ihren eigenen Platz in diesem Zimmer besizen, wo sie ihr Spiel allein nach ihrem Wohlgefallen treiben kann. Auch ver gönne ich euch, daß ihr diese Freyheit recht genießen möget, heute den ganzen Nachmittag zu spielen.

Höchst zufrieden mit dieser Entscheidung nahm eine jede den ihr angewiesenen Platz im Zimmer ein, und jede fieng nun hier ihr besonderes Spiel für sich an. Die kleine

Wilhelmine erzählte ihrer Puppe Geschichten, aber die konnte ihr nichts antworten, und ihr nichts wieder erzählen; und die andern Kinder spielten für sich.

Charlotte warf den Ball; aber niemand freute sich über ihre Geschicklichkeit im Fangen, und niemand war, der ihr nacheiferte; denn die andern spielten für sich.

Sophie wollte sich an ihrem Lieblingszeitvertreiber dem Tragspiel ergötzen; aber wen sollte sie fragen? Die andern Kinder spielten für sich.

Emilie, die kleine Häusliche, wollte ein kleines Gastmal machen von Äpfeln und Birnen, die sie heute bekommen; aber wen konnte sie einladen? Jedes Kind spielte für sich. — Und so wars mit allen Spielen. Keins wollte gehen. Da liefen sie alle zu Theonien, und bathen sie mit Thränen, sie doch ein Mittel zu lehren, wie sie wieder froh würden.

Ich weiß nur eines, meine Kinder, sagte sie traurig. Ihr wußtet selbes zwar sonst auch; ihr habt es aber vergessen. Doch, wenn ihr wollt, will ichs euch wieder lehren. „O! wir wollens von Herzen!“ riefen sie alle, und waren begierig, das erste Wort aus ihrem Munde zu vernehmen. „Es ist Verträglichkeit, und gegenseitige Liebe! — O meine Kinder! wie unglücklich habt ihr euch und mich gemacht, seit ihr sie vergessen!“

Sie schwieg, und eine zärtliche Thräne rollte ihr vom Gesichte. — Da standen nun die Kleinen alle vor Schaam bestürzt, und verstummt vor ihr; — dann fielen sie einander in die Arme, und versprachen, sich wieder so lieb, als vormals zu haben. — Sie hielten auch Wort. Nie waren sie wieder eigensinnig, noch zänkisch: denn nun kannten sie die leidigen Folgen des Eigensinns und der Zanksucht. Theone selbst hat es nachher bekannt gemacht, daß aus ihren lieben Zöglingen ein gar glückliches Völklein geworden.

Die guten Beispiele.

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büschen!
Nie wird sich Scheelsucht oder Harm
In ihr Vergnügen mischen.

Die Lerche schwingt im Wonnedrang
Sich über Thurm und Storch,
Daß über ihren Flug und Sang
Und Berg' und Thäler horchen.

Ihr schielt doch nie die Elster nach;
Sie gönnt ihr ihre Flügel,

Und hüpfet lustig um den Bach,
Und munter auf dem Hügel.

Des Pfauen Kleider lassen schön
Vor unsern Stoffen allen:
Doch kann die Krähe selbe sehn
Von Mißgunst unbesallen.

Wann denkt der muntre Spas daran,
Daß ihn Verachtung drücket?
Er gaukelt froh, singt, was er kann,
Und schmauset, wo's ihm glücket.

Ihr lieben Thierchen, lebet wohl!
Habt dank für gute Lehren!
Kein Neid, kein Mißvergnügen soll
Mein eignes Glück mir stören.

Wie übel man sich befindet, wenn
man einander haßt.

Ein Vater starb, und hinterließ zween Söhne,
davon der eine Stephan, und der andere
Niklas hieß. Sie erbten von ihrem
Vater, der ein sehr ordentlicher und fleißiger

Mann war, ein ansehnliches Vermögen, von dem sie beyde sehr bequem hätten leben können, wenn sie es durch Ordnung, Fleiß, und Brüderliebe zu erhalten, und zu vergrößern gewußt hätten. Es war aber unter diesem Vermögen ein schöner Garten, der sonst ein wüster Fleck war, den der Vater an sich gekauft, und mit fruchtbaren Bäumen besetzt hatte, die er sich selbst aus den Kernen gezogen, so daß er nun im Stande war, alle Jahre eine große Menge gutes Obst zu verkaufen. Diesen Garten wollte nun jeder Bruder gern haben, und jeder konnte ihn doch nicht bekommen. Darüber wurden sie uneinig, und stießen gegeneinander sehr unfreundliche Reden aus. Du bist ein schlechter Mensch, sagte Stephan, bist nicht werth, daß du den schönen Garten bekommst. Darüber wurde Niklas böse, und sagte: Was willst du reden, du liederlicher Kerl, Du! Hast du meinem Vater nicht immer Verdruß gemacht? Was will denn so ein liederlicher Mensch mit einem so schönen Garten anfangen? In drey Jahren wäre er ja schon ganz ruinirt.

Dies erfuhr der Pfarrer des Ortes, lief erschrocken zu den Brüdern, und sagte: Ihr guten Leute, was macht ihr? Warum wollt ihr euch um des Gartens willen hassen? Wer der Verständigste unter euch ist, trette ihn doch an den andern ab. Das thue ich nicht, sagte Stephan. Und ich auch nicht, erwies-

berte Niklas. Nun fuhr der Geistliche fort; so laßt das Loos entscheiden, welcher von euch beiden den Garten haben soll. Ich loose nicht, sagte Stephan; ich auch nicht, rief Niklas. So behaltet ihn gemeinschaftlich, sagte der Priester ferner, bearbeitet ihn miteinander, und theilet euch in die Früchte. Daraus wird nichts, schrie Stephan, ich muß ihn allein haben. Nein, ich muß ihn allein haben, rief Niklas. Der ehrliche Pfarrer schlug endlich wohlmeinend vor, sie sollten den Garten verkaufen, und das Geld unter sich theilen; aber auch dieser Vorschlag wurde von ihnen verworfen. Nun so kann ich euch nicht helfen, sagte ihnen zuletzt der Geistliche traurig; ihr werdet es aber erfahren, wie unglücklich die Menschen sind, die sich einander hassen.

Die Brüder kehrten sich aber nicht daran, sondern jeder nahm einen Advokaten, und gieng zur Obrigkeit, um sie dahin zu bringen, daß der Garten dem andern entzogen, und ihm allein zuerkannt würde. So entstand ein Prozeß, der viele Jahre dauerte, und viel Geld kostete. Wenn sie in ihrer Wirthschaft etwas erworben hatten, womit sie ihre Umstände hätten verbessern, und sich oder den Ihrigen nützliche Sachen kaufen können; so mußten sie es dem Richter oder Advokaten bringen, um ihnen die Mühe zu bezahlen, die sie ihrentwegen hatten. Dies

machte nun beyden großen Verdruß. Jeder hatte Weib und Kinder, an denen sie ihre Freude hätten haben können. Sie hatten aber leider keine; sondern sahen immer so böse und verdrüsslich drein, daß man ihnen wohl anmerken konnte, daß sie sich nicht wohl befänden. Wenn ihre Gattinnen bisweilen sagten: Lieber Mann! warum bist du denn so mürrisch, so verdrossen? Du bist doch gesund, ich und unsere lieben Kinder sinds, Gott sey es gedankt, auch; wir haben keine Noth, haben ein schönes Haus; warum willst du denn nicht vergnügt seyn? so knirschte jeder mit den Zähnen, und sagte: Wie kann ich vergnügt seyn, da ich einen so verhassten Bruder habe; ich sterbe noch vor Galle und Verdruß. Wenn die Kinder zu ihnen kamen, und sagten: Lieber Vater! willst du nicht mit uns spazieren gehen? schlägt der Finke so schön, und blüht alles so herrlich im ganzen Felde; so stießen sie die Kleinen von sich, und sagten: Laß mich; ich kann mich jetzt nicht freuen, ich habe schrecklich Verdruß. Und wenn die armen Kinder nur das Geringste versahen, so bekamen sie von den immer unwilligen Vätern erschreckliche Schläge. Durch dieses Betragen wurden die Weiber und Kinder nach und nach hämisch und mürrisch gemacht, und so marterten diese Familien einander beständig durch unfreundliches Wesen.

Oft brachten die Weiber schmachhafte Gerichte auf den Tisch, aber die Männer konnten nicht davon essen, weil sie die Mägen voll Galle hatten. Zu Nachts konnten sie nicht schlafen, weil jeder darauf sann, wie er den andern zu Grund richten wollte. — Das war aber ihr Elend noch nicht alles. Jeder redete dem andern alles Böse nach. War Stephan in einer Gesellschaft, so suchte er alle Anwesende zu bereden, sein Bruder wäre ein böser, gottloser Mann, ein Niederträchtiger, der nicht werth sey, daß ihn der Erdboden trage. Kam aber Niklas in die Gesellschaft, so sprach er eben nicht besser von seinem Bruder. Da glaubten denn die Leute beyden, und hielten folglich beyde für nichtswürdige Menschen. Nachdem sie etliche Jahre ein so elendes Leben geführt hatten, that der Richter den Ausspruch, daß der Garten soll verkauft, und das Geld für aufgelaufene Prozeßkosten bezahlt werden.

Da sahen beyde einander voll Erstaunen an. „Hätten wir dieß nicht gleich anfänglich selbst thun können? sagte Stephan; da hätten wir doch das Geld bekommen, hätten uns andere Gärten kaufen können, hätten uns nicht so geärgert, und einander nicht so vielen Verdruß gemacht. Was haben wir nun von allen dem Uergernisse?“ Nichts, antwortete Niklas, als daß wir uns um den Garten gebracht, und vor den Leuten verächt-

sich gemacht haben. Sind wir nicht Narren gewesen? — Ja wohl, sagte Stephan, komm Bruder! da ist meine Hand, ich will dich nicht mehr hassen. Ich dich auch nicht, erwiederte Niklas, da ist meine Hand! — Sie umarmten sich, küßten sich, weinten, und hörten auf einander zu hassen. Da befanden sie sich nun wohl besser; aber die leidigen Folgen des vorigen langen Hasses mußten sie doch immer fühlen. Der Garten war weg, ihr Vermögen war verringert, ihre Gesundheit hatte von dem beständigen Verdruß und Zorne sehr gelitten, und ihre Weiber und Kinder sahen nicht halb mehr so freundlich und fröhlich her, wie sonst.

Ein Knab und eine Biene.

In eine Blume war ein Biennen einst gefrohen.

Die Blume pflückte sich ein Kind in einen Strauß,

Und trieb mit Ungestümm den kleinen Gast heraus.

„So herrisch?“ rief das Biennen zürnend aus.

„Vermuthlich wardst du nie gestochen?“

Du sahst doch wohl, daß ich auf diese Blume flog,

Und ruhig meinen Honig sog;
 Denkst du vielleicht, ich sey zu klein,
 Dich kleiner Mensch zu strafen? Nein!
 So klein ich bin, so solls dich doch gereun! //

So sprach sie und im Augenblick
 Wars auch geschehn. Doch ach! ihr Stachel
 blieb zurück.
 Drum starb sie, und erfuhr zu spät, daß, wer
 gern Rache
 An andern übt, sich selbst unglücklich mache.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul der Schmuck von weißen Pferden,
 Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
 Und wie ein Mensch, stolz von Gebehrden,
 Trug seinen Herrn durch einen Wald;
 Als mitten in dem stolzen Gange
 Ihm eine Bremse entgegen zog,
 Und durstig auf die nasse Stange
 An seinem blanken Zaume flog.
 Sie lekte von den weißen Schaume,
 Der heefigt am Gebisse floß;
 „Geschmeiße! rief das wilde Ross,
 Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
 Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
 Wie? darffst du wohl ein Pferd erbittern?“

Ich schüttelte nur, so mußt du zittern.,,
Es schüttelste; die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.

Das Pferd erschrock, und blieb vor Schre-
ken

In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein. Hier lag der stolze Gaul. —

* * *

Den Haß der Niedern auf sich laden,
Dieß stürzet oft den größten Mann.
Wer dir als Freund nicht nützen kann,
Kann allemal als Feind dir schaden.

Der Vater und dessen drey Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich
Theilt einst ein Vater sein Vermögen,
Und den mit Müß erworbnen Segen
Selbst unter die drey Söhne gleich.
Ein Diamant ist's, sprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat.
Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun;

Drey Wochen waren schon vergangen;
 Da stellten sie sich wieder ein.
 Drauf sprach der älteste der Brüder:
 Hört! es vertraut' ein fremder Mann
 Sein Gut mir ohne Zeugniß an.
 Dem gab ich es getreulich wieder;
 Sagt, war die That nicht lobenswerth?

„Du thatest, Sohn! wie sichs gehört,“
 Ließ sich der Vater hier vernehmen,
 „Wer anders handelt, muß sich schämen;
 Denn ehrlich seyn, heißt unsre Pflicht,
 Die That ist gut, doch edel nicht.“

Der zewente sprach: Auf meiner Reise
 Fiel nächst mir unachtsamer Weise
 Ein armes Kind in einen See;
 Ich aber zog es in die Höh'
 Und rettete dem Kind das Leben;
 Das Dorf kann davon Zeugniß geben.
 „Du thatest, sprach der Greis, mein Kind!
 Was wir als Menschen schuldig sind.“

Der jüngste sprach: Von seinen Schafen
 War einst mein Feind fest eingeschlafen
 An eines tiefen Abgrunds Rand;
 Sein Leben stund in meiner Hand,
 Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke.
 „O!“ rief der Greis mit holdem Blicke,
 „Der Ring ist dein; Welch edler Muth,
 Wenn man dem Feinde Gutes thut!“

Die reisende Tugend.

Die fromme Tugend war schon lange auf der Erde umhergereiset, um sich Freunde unter den Menschen zu suchen. Eines Abends war es ihr nicht mehr möglich, weder eine Stadt, noch ein Dorf zu erreichen, um in einer Herberge von den Beschwerlichkeiten ihrer Tagesreise auszuruhen. Die Nacht brach ein, und die ganze Gegend hüllte sich in Finsterniß. Da schimmerte durch die Dunkelheit von fern ein schwaches Licht. Die müde Tugend gieng darauf zu, und befand sich bald vor einer armseligen Hütte. Weil sie schon oft die Erfahrung gemacht hatte, daß in dergleichen Hütten meist die ehrlichsten Leute wohnen; so entschloß sie sich sogleich, die Nacht in dieser Hütte zu bleiben. Sie klopfte an, und ein alter Hirt öffnete ihr die Thür.

„Freund! ich bin die reisende Tugend, und von der dunkeln Nacht genöthiget, bey dir Herberg zu suchen.“ So sprach sie, und der freundliche Hirt erwiederte: „Sey mir

gesegnet in dieser Hütte! Klein und dürftig ist sie zwar, aber an Ruhe und Erquickung soll es dir nicht fehlen."

Freundlich tratt die Tugend hinein, und die emsige Gattinn des redlichen Hirten sorgte ohne Widerrede für schwarzes Brod, und eine Schlüssel voll Milch. Bey dieser einfachen Mahlzeit befand sich die Tugend so wohl, als sie sich in prächtigen Palästen wohl selten befand. Nach der Mahlzeit wurde ihr ein reines Strohlager zubereitet, worauf sie sanfter, als auf einem Pflaumenbette zu ruhen schien.

Am folgenden Morgen wollte sie ihre Reise wieder weiter fortsetzen; aber der ehrliche Hirt ließ es durchaus nicht zu. Sie mußte ihm länger da bleiben, und sie that es auch gerne; denn nirgends war sie lieber, als wo Friede, Unschuld, und Aufrichtigkeit ihre Wohnung hatten. Auch dieser Tag ward in der niedrigen Hütte sehr vergnügt zugebracht, und die beyden guten Eheleute wetteiferten miteinander, um der Tugend den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Herzensgüte würzte jede Speise, und Freundlichkeit verlüstete jeden Trank. Als es zu dämmern anfieng, reizte der milde Abend die Tugend, sich vor der Hütte auf einer grünen Nasenbank ein wenig nieder zu lassen. Der alte Hirt und dessen Gattinn mußten ihr Gesellschaft leisten. Sie erzähl-

te nun diesen aufmerksamen Leuten Manches von ihrer Reise, und von ihren Erfahrungen, und unter andern sagte sie:

„Ich habe einen mächtigen Feind, welcher mich ohne Unterlaß verfolgt. Sein Name heißt Laster, und sein Anhang unter den Menschen ist leider sehr zahlreich. Seine ausgebreitete Familie von böshaften Söhnen und Töchtern erhält zusehends mehr Macht, und sie stehen zusammen alle in sehr genauer Verbindung. Seine Söhne heißen: Stolz, Hochmuth, Haß, Neid, Argwohn, Geiz, Betrug, Wucher, Eigennutz, Uebermuth, und Ungehorsam. Noch ansehnlicher ist die Zahl seiner Töchter. Sie heißen: Wollust, Ungerechtigkeit, Verleumdung, Unmäßigkeit, Schwelgeren, Grausamkeit, Schadenfreude, Ueppigkeit, Eitelkeit, Eigenliebe, Eifersucht, Falschheit, Heuchelen, Mißgunst, List, Treulosigkeit u. d. m. Das Laster, und alle seine Kinder, und sein ganzer Anhang hassen mich. Daher wird mir in so manchen Häusern, besonders in großen Städten, sehr oft die Herberge versagt; wenn sich einer aus der Familie, und von dem Anhange meines Feindes dafelbst befindet. Oft bin ich genöthigt, meinen Namen zu verschweigen, um vor Mißhandlungen und gewaltthätigen Angriffen sicher zu bleiben. Darüber triumphirt das gegen mich unversöhnliche Laster. Aber ich bedaure nur die armen

betrogenen Menschen. Ohne mich recht zu
 kennen, lassen sie sich von diesem hinterlisti-
 gen Schmeichler blenden, und da er sich des
 Kunstgriffes bedient, ihre Leidenschaften durch
 sinnlichen Reiz rege zu machen; so gelingt
 es ihm fast immer, die Menschen wider mich
 einzunehmen. Wenigstens werden sie seine
 geheimen Freunde, wenn sie sich gleich öf-
 fentlich vor der Welt anstellen, als liebten
 sie mich. Wie mancher hat schon oft auf
 diese Art den Tag über mit heuchlerischen
 Lobeserhebungen mich gepriesen, und am
 Abend seine Thür vor mir verschlossen! —
 Die armen betrogenen Menschen! Wenn ih-
 nen ihr eigenes Glück lieb wäre, so würden
 sie gewiß dem Laster aus ganzen Herzen flu-
 chen. Aber eine falsche vermeinte Glückselig-
 keit blendet sie, und ihre vom Laster gereiz-
 ten und geschmeichelten Leidenschaften behör-
 ren ihr Herz. Voll Mitleid suche ich ihnen
 stets die Augen zu öffnen, um sie ihr nahes
 Unglück sehen zu lassen. — Dem Laster folgt
 bekanntlich aus einem versteckten Hinterhalte
 das Verderben nach. Diesem überliefert
 mein treulosser Feind früh oder spät alle die
 Menschen als Schlachtopfer, die er mir ab-
 wendig gemacht, und zu seinen Freunden ge-
 wonnen hat. Alles, was ich unter diesen
 traurigen Umständen vermag, besteht darin,
 daß ich verborgen umherreise, bald in die-
 sem, bald in jenem Hause Herberge suche,

und in der Stille jedes unverdorbene Herz durch liebreiche Vorstellungen vor den Versuchungen und Angriffen meines Feindes bewahren. Bei diesem edlen Geschäfte scheue ich weder Schmach, noch Verachtung, weder unverdiente Beschimpfung, noch fehlgeschlagene Mühe. Zu meinem Troste, und zu meiner ferneren Aufmunterung ist es mir auch schon gelungen, eine kleine Anzahl wahrer Freunde zu finden. Sie kennen mich ganz, und sind mir auf ewig ergeben. Einst werde ich sie, so zerstreuet sie jetzt noch auf Erden leben, zu einer angenehmen Gesellschaft versammeln.“

Die beyden Alten hatten bis jetzt aufmerksam zugehört, und wünschten nun auch von der Jugend in den Bund der Freundschaft aufgenommen zu werden. „Aber wo ist denn deine Heimath, wo dein Vaterland?“ fragten sie beyde voll Neugierde die Fremde. —

Da erhob diese lächelnd die Hand zum Himmel, und sprach: „Könnet ihr dort die funkelnden Sterne zählen? Seht, dort ist meine Heimath, mein Vaterland! Dort sammle ich einst die Freunde, die ich mir hienieden suche, um sie ewig mit unaussprechlichen Freuden zu belohnen. Schauet freudig empor, ihr guten Leute, und preiset euch glücklich, daß das Laster eure geringe Hütte verachtet. Sie wird, da ihr mich liebt,

durch euer Herz geadelt. Ich lasse euch meinen Frieden zurück. Erinnert euch dieses Abendes oft wieder, und labt eure Herzen am Anblicke meiner fernen Heimath, wo auch für euch schon eine Stätte zubereitet ist."

Unter solchen Gesprächen vergieng der Abend. Am Morgen nahm die Tugend Abschied von den redlichen Hüttenbewohnern, um sich noch mehr Freunde unter den Menschen zu gewinnen.

O! möchte sie in recht vielen Wohnungen bereitwillige Aufnahme, und in unzähligen Herzen treue Freundschaft finden! —

Segen und Friede blieben allezeit in der Hütte des frommen Hirten. Immer war sein Gemüth heiter, so oft er nur daran dachte, daß man auf Stroh liegen, und doch die Tugend lieben, daß man das Vieh hüten, schwarzes Brod essen, und doch dem Himmel werth seyn könne. Thränen der Freude flossen dann über seine Wangen. Die selige Zufriedenheit verließ ihn nie. Er pries seinen Stand, und seine Hütte, lebte mit der ganzen Welt in Ruhe und Friede, bis sein Stündchen kam, und er sanft ins Vaterland der Tugend hinüberschlummerte.

 Der sterbende Greis.

 Eine Erzählung.

In einer Stadt in Deutschland nährte
 Sich fromm und still ein armer Greis,
 Von dem man wenig sah, noch hörte,
 Durch seinen mühevollen Fleiß.
 Ihm ward das Loos der Dürftigkeit beschieden;
 Und dennoch lebt' er so beglückt,
 So sorgenfrey, und so zufrieden,
 Von seiner Armuth nicht gedrückt.
 Jetzt hatt' er nur noch wenig Schritte
 Auf seiner Lebensbahn zu thun;
 Er war bereit, oft wars auch seine Bitte,
 Nur bald im Grabe auszuruhn.
 Mit diesem Wunsch legt' er sich täglich nie-
 der,
 Und warf noch einen Blick auf seinen Lebens-
 lauf.
 Um Mitternacht erwacht' er neulich wieder;
 Ein Fieberschauer weckt' ihn auf.
 „Das ist mein Freund der Tod! Bedeckt mich
 sanft ihr Halme
 Des Frühlings, „ruft er hoffnungsvoll,

„Mich deucht, ich fühle schon das sanfte Wehn
 der Palme,
 Die droben mich umschatten soll. „
 Mit frohem dankenden Gebethe
 Erwartet er den nahen Tag.
 Der Tag kömmt an; die Morgenröthe
 Scheint freundlich in die Hütte, wo er lag. —
 Der fromme Greis führt' einen Knaben
 Zur Tugend an; der kömmt von ungesähr.
 „Tritt näher, spricht der Greis. „bald sollst
 du mich begraben,
 Bald hast du deinen alten Freund nicht mehr.
 Auf mir den Geistlichen setzt her! „
 Der Knabe weint', und ohn' ein Wort
 Zu sagen, geht er weinend fort.

Der Priester kömmt und sieht auf einem
 Lager
 Von Stroh den armen Greis;
 Die Wange todtenbleich und mager
 Befeuchtet schon der kalte Schweiß.
 Er faßt ihn bey der Hand, und fragt: Mein
 lieber Alter,
 Verlangt ihr keinen Arzt? — „Ich bin nun
 achtzig Jahr',
 Versezt der Greis, und nur der Arzt im Him-
 mel war
 Bis diese Stunde mein Erhalter.
 Mein Schicksal führte mich nicht auf den Noz-
 senanger,
 Auf welchem mancher Freude bracht;

Mein stilles Leben war ein langer,
 Ein heißer saurer Aerndetag:
 Doch wenn ich einen Blick auf jenen Rasen
 thue,

Der bald die müden Glieder deckt:
 Dann fühl' ich auch, wie süß die Ruhe
 Auf solchen Tag der Arbeit schmeckt.
 Jetzt mäht der Schnitter Tod die Aehre,
 Die schon so lang ihm reifte, ab.,,
 Dem Priester rollte Zäh'r an Zähre
 Von seinem Angesicht herab.

„Herr Pfarrer, fuhr er fort, mein Leben
 zittert

Nicht vor dem Schritt' aus dieser Welt;
 Ein Faden nur ist's, der es hält,
 Und der mir noch den Tod verbittert.
 Zwar du, o Gott! wirst fernerhin,
 Seufzt' er die Hände fromm gefalten,
 Die Armen, wenn ich nicht mehr bin,
 Auch ohne mich gewiß erhalten,
 Für die ich öfters hier im Stillen
 Um manches Erdegut dich bath.
 Du sahst es, Gott! wie weh, um ihrentwillen
 Allein, mir meine Armuth that.
 Nur eine Bitte hab' ich noch
 An Sie, Herr Pfarrer, eh wir scheiden —,
 O! sagt sie guter Alter! sagt sie doch!
 Erfüllen will ich sie mit Freuden. —
 „Sie wissen, sprach der Greis, beim Königs-
 forst die Weiden,
 Nur Eine Stunde weit von hier.

Da steht ein Jägerhaus — „Jest öfnet sich
die Thür.

Von nicht ganz niederm Stand erscheinet
Ein armes Mädchen, welches weinet,
Mit einer Wehmuth im Gesicht,
Die schon für sie um Mitleid spricht. —
„Mein Vater! „jammert sie. Vor Zittern al-
ler Glieder,

Vor Schmerz, der fast das Herz ihr brach,
Verstummt sie hier, und sinkt am Lager nieder,
Auf dem der gute Alte lag.

„Ich kann dir fürhin nichts gewähren! „
Seufzt unser Greis. Sie schweigt, fast seine
Hand,

Und überströmet sie mit tausend Zähren;
Und als sie endlich sich ermannet,
Bringt sie die Worte' raus: „Sie ist ver-
schieden!

Ach! meine Mutter, die bisher
Von euch ernährt ward! — ist nicht mehr. „
„Wohl! spricht der Greis, wohl ihr! sie
ruh' im Frieden,

Nun wird der Tod mir nicht mehr schwer;
Ich folg' ihr nach. — Herr Pfarrer! nun
Bedarf es weiter nicht der Bitte:
Gott hat sie selbst versorgt. Nun sinke nur
du Hütte

Des Geistes! O! wie sanft will ich im Grabe
ruhn! „ —

Und zu dem Mädchen sprach er: „Gott wird
für dich sorgen.

Leb' wohl! und sey des Lebenswerth!
 Wir sehn uns wieder einst an jenem großen
 Morgen,
 Wenn der Belohner uns verklärt.
 Hier nimm noch meinen letzten Segen! „
 Er segnet sie. „Die Ewigkeit
 Erwartet mich. Bleib du auf Gottes Wegen;
 Das schöne Ziel dort ist nicht weit — „
 „Auch ihr verlaßt mich, weint das Mädchen;
 so erbarme
 Du dich, o Gott im Himmel, mein!
 Ein Vater wart ihr mir; und ach! jetzt soll
 ich Arme
 Verwaiset, auch von euch verlassen seyn? „ —
 Schwach sprach der Greis: „Die Unschuld
 sey dein Erbe;
 Bewahre sie! groß ist ihr Lohn.
 Verlaß mich nun! ich fühle, daß ich sterbe;
 Der Tod ist nah an meinem Herzen schon — „
 Drauf wandt' er sein Gesicht, und athmet
 immer leiser;
 Und endlich schloß er still sein Auge zu.
 So still, so sanft entschläfst ein Weiser,
 Und Engeln fördern ihn zur Ruh.
 Das Mädchen warf sich auf die werthe Leiche
 Mit einem jammervollen Ach!
 Und küßte Tausendmal das todtenbleiche
 Gesicht, und weint ihm ihren Dank noch nach.

Kind! sprach der Priester, laß ihn ruhn;
 er ist nun Erbe

Des Lohns, den er sich hier erwarb.
 Gott gebe, daß ich auch des Todes sterbe,
 Den dieser edle Fromme starb.
 Wie hat er aber deinen Dank erworben
 Der gute arme Mann? „
 „Mein Vater, weint das Mädchen, war ge-
 storben,

Da nahm er unsrer Noth sich an.
 Gott lohn' es ihm, was er für uns entbehrte!
 Gott lohn' es ihm in einer bessern Welt!
 Wo, wie er selbst mich oftmals lehrte,
 Die Tugend ihren Lohn erhält.
 Mein Vater war Beamter armer Bauern;
 Er trug in ihre Hütten Brod,
 Und minderte, statt kalt sie zu bedauern,
 So viel er konnte, ihre Noth.
 Wir sahen ihn zu einer Zeit,
 Da er uns noch so nöthig war, erblaffen;
 Was konnt' er uns, als Dürftigkeit
 Bey seiner Milde hinterlassen?
 Von jeder Art der Noth umringet sahn wir,
 ach!

Nicht weit von uns das drohende Verderben.
 Ich war noch Kind, und meine Mutter schwach
 Und krank; wer sollte Brod erwerben?
 Wir suchten Rettung; aber fanden
 Kein liebevolles edles Herz.
 Nur dieser arme alte Mann —
 Gott hab' ihn selig! nahm sich unser an.
 Er wars, der uns durch sauren Schweiß er-
 nährte;

Er brach sich selbst des Alters Pflege ab,
 So, daß er auch sein Bett entbehrte,
 Und meiner Mutter, als sie kränker ward,
 es gab.

Sie weigerte sich zwar: „Sollt ich die Ruh
 euch nehmen,

Die ihr so nöthig braucht? vor Gott müßt
 ich mich schämen!“

So sagte sie: allein der gute Alte drang
 Unwiderstehlich drauf, die Wohlthat anzuneh-
 men.

Ich, sprach er, bin gesund, und Sie sind krank;
 Und kann denn der zufriedne Frohe,
 Ist seine Seele rein, und unbefleckt,
 Nicht glücklich ruhn auf seinem Strohe,
 Wenn auch kein Federbett ihn deckt? —
 Der fromme Greis! o süßer mög' er nun
 Dafür in Gottes Palmenschatten ruhn! —

Gott! rief der Geistliche, verbände doch
 Ein Mensch dem andern so des Leidens Wunden!
 Solch einen Glauben hab' ich noch
 Bis diese Stunde nicht gefunden.
 So fliehst du oftmals aus der Mitte
 Der lauten Welt, du stille Tugend, fort;
 Und suchst in einer niedern Hütte
 Dir einen stillen Zufluchtsort.

* * *

Ihr Aeltern und ihr Kinder, wer
 Wünscht nicht des Greises Tugend zu erreichen?
 So fromm, so gut zu seyn, wie er? —
 So geht denn hin, und thut desgleichen! —

Der sterbende Vater und seine Kinder.

Als der Franke Vater Gottlieb merkte, daß er immer schwächer würde, ließ er den Arzt zu sich kommen, und fragte ihn, ob er glaube, daß er wieder aufkommen werde. Dieser befühlte den Puls, zuckte die Achseln, und sagte: Freund! höchstens haben Sie noch zwen Stunden zu leben.

Dies schreckte den Vater Gottlieb gar nicht. Er drückte ihm zärtlich die Hände, und bath ihn, sich zu entfernen. Sogleich ließ er alle seine Kinder zu seinem Bette kommen.

„Ich sterbe, sagte er zu ihnen, mit schwacher Stimme; alle Lust, die ich auf der Erde genossen habe, ist nun dahin; und wenn ich jetzt auch Kaiser wäre, so würde ich in meinem ganzen Kaiserthume nichts aufbringen können, das mich je nur erquicket, viel weniger vor dem Tode retten könnte. Aber das erquickt mich nun, daß ich meinem Gott, und dem Nebenmenschen immer redlich gedient, und euch, meine lieben

Kinder, zu allem Guten sorgfältig erzogen habe. Ich hinterlasse euch zwar wenig. Gott wird aber dieses wenige segnen, weil ich ihn stets gefürchtet, und nie einen ungerechten Kreuzer in mein Haus gebracht habe. Ich hinterlasse euch die guten Lehren, die ihr von Jugend auf von mir bekommen habt. Glaubte es mir, sie sind mehr als Gold werth, und ganz nur aus dem heiligsten Evangelium unsers Erlösers geschöpft. *) Sie werden euch in allen Widerwärtigkeiten eures künftigen Lebens trösten, und im Tode stärken."

*) Möchten doch alle christlichen Aeltern dem löblichen Beispiele des seligen Vaters Gottlieb treulich nachfolgen, und nicht bloß die einzelnen Bruchstücke aus Jesus Evangelium, so wie ihnen selbe an den wenigen Sonntagen und Festen in der Kirche von der Kanzel vorgelesen werden können, sondern das ganze vollständige neue Testament, das eigenliche Gesetz- und Lehrbuch aller Christen fleißig lesen, und auch ihre lieben Kinder, statt fader Komödien, und schwärmerischer Romanzen, mit demselben frühzeitig bekannt machen! — Katholischen Verehrern der Lehre Jesu dienet bey dieser Gelegenheit zur angenehmen Nachricht, daß fast in allen den Orten, wo dieß Sonntagsblatt abgenommen wird, auch vollständige Exemplare aller 4 Evangelien-Bücher, nebst der ganzen Apostelgeschichte von der berühmten deutschen Uebersetzung des Hochseligen Passauischen Fürstbischöfes von Thun, durchgehends mit Anmerkungen erläutert, hier in Wien zu haben sind. Das ganze Werk in Groß-Quart, 92 Bogen stark, kostet broschürt mehr nicht als 48 kr. ungebunden 40 kr.

Die guten Kinder zerfloßen beynahe in Thränen. Vater Gottlieb aber blieb gefest. Er hob nun seine schwachen Hände in die Höhe, und sprach: „Der Gott, welcher mich lebenslang väterlich ernähret hat, sey euer Versorger! Sein Geist leite euch auf dem Wege der Tugend, und lasse mich euch alle im Himmel wieder finden!“

Nun sanken seine Hände wieder kraftlos auf das Bett herab; seine Augen waren gen Himmel gerichtet, seine Lippen bewegten sich, als wenn er betete. In diesem Zustande lag er noch eine Viertelstunde. Dann athmete er dreymal mit Hestigkeit hoch auf, röchelte, und — starb.

Die Kinder stunden einige Minuten wie betäubt da. Ihre Augen waren alle auf den erblassten Vater gerichtet, der mit einer so ruhigen Miene da lag, als ob er schlummerte. Endlich unterbrach der älteste Sohn das Stillschweigen: „Wie können wir es unserm guten Vater besser verdanken, sprach er, was er an uns gethan hat, als wenn wir seine Lehren kindlich befolgen? — Kommt also, laffet es uns einander hier vor dem Sterbebette des Seligen feyerlich versprechen.“

Sie gaben sich nun einander die Hände mit der ernstlichen Versicherung, daß sie Gott und die Tugend niemals verlassen wollten. Sie hielten auch treulich Wort, und spürten es lebenslang, daß ihres frommen Vaters Segen auf ihnen ruhe.

Gottes Hilfe ist am nächsten, wenn
die Noth am größten ist.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth
Und Dürftigkeit, nahm schon sein letztes Brod,
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bey ihm stund, und, Gott! ach Gott!
Seufzt' er dabey. — Beweglich both
Das kleine Kind das Stückchen Brod
Dem Vater wieder. — „Nehmt es doch,“
Sprach es, „ich bitt' euch, ich will noch
Wohl warten, Vater, weint nur nicht!“

Der Vater wendet sein Gesicht
Und sagt: „Ich schneide noch ein Stück,
Behalt es Kind!“ — Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab.
Doch wie erschrickt er! — Ploßlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brod. — „Ach, was ist das!“
Ruft er erschrocken, „Söhnchen, laß
Die Thaler liegen, ich will gehn,
Der Bäcker soll sie liegen sehn.“

Vermuthlich hat der gute Mann das Geld;
 Das aus dem lieben Brode fällt,
 Hineingebacken, der muß es
 Auch wieder haben. Bleib indeß
 Daben; ich will geschwinde gehn."

Er geht. Des Kindes Augen seh'n
 Ganz starr die blanken Thaler an;
 Allein es rühret keinen an.

Der Bäcker kömmt, sieht sie, und spricht:
 „Freund! das sind meine Thaler nicht;
 Nein, glaubt es mir. Doch wißt ihr was?
 Ein reicher Mann macht euch den Spaß;
 Denn hört, das Brod, das ihr geholt,
 War nicht von mir, ihr aber sollt
 Nicht fragen; und von wem es ist,
 Auch nicht erfahren. Dieß nur wißt,
 Das gestern Abends einer kam,
 Der mir das Brod gab, das ich nahm;
 Er sagte: Wenn ein armer Mann,
 Der krank ist, nichts verdienen kann,
 Ein Brod holt, Freund, so gebt ihm dieß!
 So sagt' er mir; das ist gewiß.
 Drauf kamt ihr, und ich gab es euch.
 Seht, wie Gott sorgt; nun seyd ihr reich:
 Das Geld hat einen rechten Glanz! —

Der arme Mann verstummte ganz,
 Und auch sein Kind. Er nahm das Brod,
 Und seufzt' und sagte nur: „Ach Gott!"

Und schnitt sich noch ein Stückchen ab,
 Und sprach: „Den Mann, der mir es gab,
 Den segne Gott! „Ach, lebte doch,
 Sprach er zum Kind, „nun deine Mutter noch
 Du liebes Kind!“ — Das Söhnchen spricht:
 „Weint, Herzensvater, weint doch nicht.“

Von einem Kinde, das frühe Vater
 und Mutter verloren hat.

Marianne war elf Jahre alt, als ihr armer Vater gestorben war. Ihre liebe Mutter hatte sie noch früher verloren. Oft hatte das gute Kind bey dem Bette des kranken Vaters bittere Thränen geweint. Immer suchte es der Vater mit diesen Worten zu trösten: „Mein Kind! sey fromm, und fleißig, und vertraue auf Gott; er wird gewiß dein Vater seyn.“

Marianne war fromm und arbeitsam. Sie fand also gute Leute, die sie zu geringeren Arbeiten nahmen, und ihr dafür Kost und Kleidung gaben.

Als sie vierzehn Jahre alt war, kam sie zu einem gar christlichen reichen Manne

in den Dienst. Sie liebte die Arbeit und Säuberlichkeit, hütete sich vor Schwägeren, war treu und fleißig, sanft und sitzsam in ihrem ganzen Betragen, und man hörte sie oft sagen: „Ich habe keinen Vater und keine Mutter mehr; aber Gott ist mein Vater, wenn nur auch ich sein gutes Kind bin.“ Dieß gefiel ihrem Hausherrn so wohl, daß er ihr jährlich nebst dem verdienten Lohn noch etliche Gulden darüber gab, und sie endlich gar an Kindes statt annahm.

Wer fromm ist, und auf Gott vertraut,
Der hat sein Glück recht fest gebaut.

Kinder sollen frühzeitig sich selbst
bedienen lernen.

Ein drey Spannen langes Kind ließ einen Löffel fallen. Da sagte es zu der alten Dienstmagd: Lene! heb den Löffel auf! „Lene! heb ihn nicht auf!“ versetzte die Mutter, die es eben hörte. Darauf wendete sich die Mutter ganz unwillig zu dem Kinde, und gab ihm einen scharfen Verweis: „Bist du, sagte sie, mit der Hand nicht näher beym Bo-

den, als die alte Lene? und für was hast du Hände, wenn du diese nicht brauchen willst? Oder meynst du wohl, du wirst immer eine Magd bey dir haben, die dir in allem aufwarten soll? Wenn du einmahl gewohnt bist, dich in allen Stücken bedienen zu lassen; so wird es endlich so weit kommen, daß du dich schon beklagest, wenn du nur eine Hand, oder einen Fuß aufheben mußt."

Diese gute Mutter hatte wohl recht! Ein Kind, das verzärtelt ist, wird einst alles desto schwerer angreifen; und wenn es sich immer auf fremde Hilfe verläßt, so wird es endlich sich selbst, auch in den leichtesten Dingen, und in den dringendsten Nothfällen nicht mehr helfen können. Oft nimmt der Tod die Aeltern frühzeitig und unvermuthet weg; und nicht immer lassen diese so viel Vermögen zurück, daß ihre Kinder davon stets gemächlich leben, und sich die nöthige Dienerschaft halten könnten. Wie übel sind alsdenn jene jungen Weichlinge daran, welche nie gewohnt waren, sich selbst zu bedienen, und oft bey all der ehemaligen Gemächlichkeit auch nichts Nützliches gelernt haben!

 Die zween Hunde.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde ;
 Es war ein Pudel und sein Sohn.
 Der junge, Namens Pantalon,
 Vertrieb dem Herrchen manche Stunde ;
 Er konnte tanzen, Wache stehn,
 Den Schubkarrn ziehn, ins Wasser gehn,
 Und alles dieses aus dem Grunde.
 Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
 War Lehrer unsers Hundts gewesen ;
 Und dieser lernte so geschwind ;
 Als mancher Knabe kaum das Lesen.
 Einst fiel dem kleinen Junker ein,
 Es müßte noch viel leichter seyn,
 Den alten Hund gelehrt zu machen.
 Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh ;
 Doch seine Herrschaft zog ihn nie
 Zu solchen hochstudierten Sachen ;
 Er konnte blos das Haus bewachen.
 Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
 Und stellt ihn aufrecht an die Wand ;
 Allein der Hund fällt immer wieder
 Auf seine Vorderfüße nieder.
 Man rief den Hundts-Professor Fritz ;
 Auch der erschöpfte seinen Wiß ;

Umsonst, es wollt' ihm nicht gelingen,
 Den alten Schüler zu bezwingen.
 Vielleicht, spricht Friße, hilft der Stock:
 Er holt den Stock, man prügelt Schnurren;
 Noch bleibt er steifer als ein Bock,
 Und endlich fängt er an zu murren:
 „Was wollt ihr? sprach der arme Tropf,
 Ihr werdet meinen grauen Kopf
 Doch nimmermehr zum Doktor schlagen?
 Geht, werdet durch mein Beispiel klug.
 Ihr Kinder, lernet jest genug,
 Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.“

Nutzen der Arbeitsamkeit für Kinder.

Herr Hartmann besuchte einmal seinen Bruder in N***, und wurde mit grosser Zärtlichkeit empfangen. Nachdem sie die Freude des Wiedersehens einige Minuten genossen hatten, so fragte Hartmann den Bruder: „Was machen deine Kinder?“ Komm, und sieh selbst, antwortete dieser.

Er führte ihn nun auf ihr Zimmer. Kaum hatte er die Thüre geöffnet, so stog

ihnen eine ganze Wolke Staub, und ein wildes Geschrey entgegen. Zwey Knaben zogen einander auf dem Boden bey den Haaren auf und ab, und die andern Kinder sprangen in dem Zimmer und auf den Stühlen so ungezogen umher, als wären sie unter dem ungesittetesten Pöbel aufgewachsen.

Ihr Vater schämte sich über diesen Anblick sehr, und war darüber so aufgebracht, daß er ohne Unterschied auf sie losschlug.

Da entstund nun ein fürchterliches Geschrey. „Ich bins ja nicht gewesen, schrie Fritz, Heinrich ist an allem Schuld. — „Nein, rief dieser, Fritz ist der größte Bösewicht! Lassen Sie sich nur erzählen, Herr Vater! Da zerbrach er mir mein — Ich, rief ein drittes, habe auch nichts Böses gethan, da nahm mir Karoline — — Es ist kein Wort wahr, schrie diese — — Kurz, der gute Vater war über diese Ungezogenheit seiner Kinder äußerst verlegen, und wußte gar nicht, was er sagen sollte.

Er führte also seinen Bruder ins nächste Zimmer, um ihm alda andere Sachen zu zeigen. „Aber, mein Gott! lieber Bruder, sagte Hartmann daselbst, welche Auführung sah ich bey deinen Kindern?“ „Ja, antwortete dieser, diesen Verdruß habe ich fast alle Tage. Meine Kinder machen mir selten eine frohe Stunde. Da ist nichts als Zanken, Lärmen, und Muthwillen; und

wenn ich etwas Ruhe haben will, muß ich immer dreinschlagen.

„Das ist entsetzlich, antwortete Herr Hartmann, auf diese Weise werden dir ja deine Kinder, die dein größtes Vergnügen seyn sollten, zur Last.

Bruder. Ja leider! ich werde oft meines Lebens überdrüssig.

Hartmann. Auch sind die Kinder dabey höchst übel daran, weil sie so viele Schläge bekommen.

Bruder. Sie verdienen nicht besser; warum sind sie nicht ruhig.

H. Giebt es den sonst kein Mittel, die Kinder ruhig zu erhalten als Schläge? Du weißt, daß ich sechs Kinder habe; sie sind selten unruhig, und bekommen fast niemals Schläge.

Br. Da möchte ich doch wissen, wie du sie zöggest.

H. Das kann ich dir wohl sagen. Aber erst sage mir, was arbeiten denn deine Kinder?

Br. Arbeiten? Es sind ja Kinder; was können denn diese arbeiten?

H. Warum denn nicht. Der Mensch ist von dem Schöpfer zur Arbeitsamkeit bestimmt, wie der Vogel zum Fluge; und dieser Trieb ist so heftig, daß ihm kein Mensch ganz widerstehen kann. Wenn daher auch ein Kind nichts Gutes, und Nützliches vorzunehmen weiß; so treibt es Muthwillen, und Bosheit.

Glaube mir, Bruder, deine Kinder'schweifen nur deswegen so sehr aus, weil sie nichts zu thun haben.

Br. Was sollen sie denn thun?

S. Das wollen wir mit einander überlegen.

Herr Hartmann gieng hierauf zu den Kindern, die in den Winkeln umher saßen und weinten. „En, sagte er, meine kleinen Bettern, und Mühmchen, was bedeutet dieß Weinen?“

Kinder. Sie haben ja gesehen, wie er bärmlich uns der Herr Vater behandelt hat.

S. Das ist mir leid. Ich habe aber auch gesehen, was für Muthwillen ihr getrieben habt.

Kinder. Ja Heinrich hat mir — Mein, Fris neckt mich immer — Ja, ja Fris — Halts Maul Karoline! du bist — Wenn sich so ein alberner Bube — da sehen Sie ja Herr Onkel —

S. En Kinder! ich bin nicht gekommen, um eure Zänkereyen anzuhören. Ich will euch dafür eine Freude machen.

Kinder. En was den für eine Freude, lieber Herr Onkel?

S. Ich will machen, daß ihr keine Schläge mehr bekommen sollt.

K. Ja, wenn sie das könnten — aber der Herr Vater ist viel zu böse.

S. Er wird euch gewiß nichts mehr zu leid thun, wenn ihr mir nur folgen wollt.

Kinder. Gerne! gerne! Machen sie nur, daß wir keine Schläge mehr bekommen.

Herr Hartmann belehrte sie hierauf sehr liebreich, wie gut es wäre, wenn jedes von ihnen eine bestimmte Arbeit übernähme. Die Kinder wurden dadurch so überzeugt, daß sie heilig versprachen, alles zu befolgen, was ihr lieber Onkel anordnen würde.

Hierauf machte er seinem Bruder wieder Vorstellungen, und beredete ihn, für seine Töchter eine Frau auszuwählen, die ihres Fleißes, und ihrer Sittsamkeit wegen bekannt wäre, um ihnen im Stricken, Nähen und Klöppeln Unterricht zu geben. Die Knaben bekamen an heiteren Tagen Anweisung zum Gartenbau und zur Baumzucht, und bey rauher Witterung im Drechseln und zum Pouffiren in Wachs. Sie wurden dann auch noch im Zeichnen, in der Geographie, und Geschichte unterrichtet, und vorzüglich im Lesen, Schreiben, Rechnen, Religions- und Sittenlehre bis zur möglichsten Fertigkeit geübt.

Nach zweyen Jahren mußte Herr Hartmann einiger Geschäfte wegen wieder nach R** kommen. Da fand er in seines Bruders Haus alles verändert. Die Kinder liefen ihm gleich bey seinem Eintritte freudig entgegen, und riefen unter vielem Händeküssen: „Tausend Dank, tausend Dank, liebster Herr Onkel, daß Sie uns zur Arbeit gewöhnet haben. Wir bekommen nun

keine Schläge mehr." Und nun beeiferten sie sich um die Wette, dem Urheber ihres Glückes alle die artigen Sachen zu zeigen, die sie während seiner Abwesenheit gefertigt hatten.

Sein Bruder umarmte ihn mit dankbaren Thränen im Auge: „Niemals, sagte er, kann ich dir vergelten, was du an mir gethan hast. Ich habe jetzt die besten Kinder von der Welt. Ich glaube, daß sie seit deiner Abreise kaum mehr drey mal sind geschlagen worden. Meine seligste Freude ist's nun, wenn ich bey ihnen seyn kann. Da ist nun kein Zank, kein Muthwille mehr, und es geht kein Tag vorbey, da sie mir durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit nicht neues Vergnügen machen,

* * *

Möchten doch alle Aeltern ihre Kinder frühzeitig zur nützlichen **Arbeitsamkeit** anhalten! Wie viel Unruh und Verdruß würden sie sich dadurch selbst ersparen, und welchen Dank müßten ihnen dafür die glücklichen tugendhaften Kinder besonders in reifern Jahren entrichten!

Warnung vor Wollust an die Jugend.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
 Dieß, Jugend, liebst du Glück und Leben,
 Laß täglich deine Weisheit sehn.
 Entflieh der schmeichelnden Begierde;
 Sie raubet dir des Herzens Zierde,
 Und ihre Freuden werden Pein.

Um ihr die Nahrung zu verwehren
 Laß Speis und Trank dich nie beschweren;
 Sey stets ein Freund der Mäßigkeit,
 Versage dir, dich zu besiegen,
 Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
 Und traue nie der Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten;
 Und sey, die Wollust zu verhüten,
 Stets schamhaft gegen deinen Leib.
 Entflieh des Wislings frenen Scherzen,
 Und such' im Umgang edler Herzen
 Dir Beispiel, Wiß und Zeitvertreib.

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
 Fällt auf des Müßigganges Wege
 Leicht in das Netz des Bösewichts.

Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte;
 Entzieh der Wollust ihre Kräfte
 Im Schweisse deines Angesichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen;
 So wach auch du, ihn früh zu dämpfen,
 Eh er die Frenheit dir verwehrt.
 Ihn bald in der Geburt ersticken
 Ist leicht; schwer ist's ihn unterdrücken;
 Hat ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
 In die Gestalt erlaubter Liebe,
 Und du erblickst nicht die Gefahr.
 Ein langer Umgang macht dich freyer,
 Und oft wird ein verbothnes Feuer
 Aus dem, was Anfangs Freundschaft war:

Dein fühlend Herz wird sichs verzeihen;
 Wird stets des Lasters Ausbruch scheuen,
 Indem es seinen Trieb ernährt.
 Du wirst dich stark und sicher glauben,
 Und kleine Fehler dir erlauben,
 Bis deine Tugend sich entehrt.

Doch nein; du sollst sie nicht entehren;
 Du sollst dir stets die That verwehren;
 Bist du darum schon tugendhaft?
 Ist's Sünde nur, die That vollbringen?

Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen ?
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft ?

Begierden sind es, die uns schänden,
Auch ohne daß wir sie vollenden,
Verlezen wir schon unsre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht erröthest,
Nicht durch den Geist die Lüste tödtest,
So rühme dich der Keuschheit nicht.

Ermanne dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzem Leben,
Und keine Neu' bringt sie zurück.

Denk' oft bey dir: der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt' ich auch in Finsternissen
Die Schande vor der Welt verschließen;
So sieht mich dennoch immer — Gott.

Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben;
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt,

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend;
 Doch er verließ den Weg der Tugend,
 Und seine Kräfte sind verzehrt.
 Verwefung schändet sein Gesichte,
 Und predigt schrecklich die Geschichte
 Der Wollust, die den Leib verheert.

So rächt die Sünde an dem Frechen
 Früh oder später die Verbrechen,
 Und züchtigt dich mit harter Hand.
 Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
 Sie raubet dir das Licht der Seelen,
 Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
 Raubt ihm die Kraft für edle Werke,
 Den Adel, welchen Gott ihm gab;
 Und unter deiner Lüste Bürde
 Sinkst du von eines Menschen Würde
 Zur Niedrigkeit des Thiers herab.

O Jugend! flieh der Wollust Pfade,
 Und wache, und ruf Gott um Gnade,
 Um Weisheit in Versuchung an.
 Erzittre vor dem ersten Schritte;
 Mit ihm sind auch die andern Tritte
 Zu einem nahen Fall' gethan.

Die frischen Aepfel und die faulen.

„Vater, fragte ein Kind, das eben aus der Schule kam, was sind denn die bösen Gesellen? Der Schullehrer hat uns heut gesagt, wir sollen ja vor allem die bösen Kinder meiden.“

„Der Schullehrer, antwortete der Vater, hat recht gesagt, mein Kind! Böse Gesellen sind solche Menschen, die selbst verdorben sind, und auch noch andere zum Bösen anführen. Ja, es giebt, leider! auch schon solche unglückliche Kinder, die nicht genug bedenken, was unser lieber Gott verboten hat, und die sich nicht schämen, wenn sie was Schändliches thun, und wohl gar auch zu andern Kindern sagen: „Dieß und das ist nicht Sünde, was doch schändlich, und abscheulich ist.“ Wenn dann ein gutes Kind mit ihnen, besonders allein, umgeht; so wird es auch verdorben.“

„Aber Vater! sagte das unschuldige Kind, ich meine, gute Kinder sollten mit bösen Kindern umgehen, damit diese auch wieder gut würden.“ Da kam ein fremder

Mensch ins Haus; der Vater wurde abgerufen, ehe er dem Kinde antworten konnte.

Auf den Abend ließ der Vater eine Schüssel voll fauler Aepfel auf den Tisch stellen, dann gab er dem Kinde etliche schöne frische Aepfel, und sagte: „Lege diese Aepfel zu den faulen hinein, damit sie auch wieder schön und frisch werden.“ „Mein Vater, antwortete das Kind, das geht nicht: Die frischen Aepfel würden ja von den faulen angesteckt.“ „Eben so, mein Kind, verfestete der Vater, würden auch die guten Kinder von den bösen angesteckt werden, anstatt daß diese von jenen gebessert würden.“

Der Vater erzählte darauf diese traurige Geschichte:

„Ich kenne einen Knaben; der war bis in sein zwölftes Jahr immer fleißig, munter, fröhlich, ungemein leutselig, gesprächig, und frisch und gesund, wie das Leben. Auf einmal ward er aber faul, verdrossen, furchtsam, und leutscheu. Man sah ihn oft den halben Tag nicht, und kein Mensch wußte, wo er herumschlich.“

Seine Aeltern bemerkten dieses bald, und fragten ihn, warum er so still und traurig wäre, was ihm fehle. Sie glaubten, ihr Sohn müsse krank seyn. Er sah auch wirklich ganz blaß her, und seine Augen waren trüb und matt. Aber er gab seinen Aeltern immer zur Antwort: „Ich weiß nichts,

mir fehlt nichts.“ Er konnte ihnen aber nie mehr gerade ins Angesicht schauen, als er dieß sagte.

Nach einiger Zeit kam ein naher Befreundter zu den Aeltern dieses unglücklichen Knaben, und warnete sie; daß sie auf ihr Kind besser Acht geben sollten, ihr Sohn gehe mit bösen Buben um; die Nachbarschaft habe allerley Bemerkungen gemacht, und man rede schon laut davon.

Ueber diese Nachricht wurden die guten Aeltern untröstlich. Die Mutter fieng bitter zu weinen, der Vater zu klagen an. „Nun ist unsre Hoffnung verloren! Nun ist unsre Freude dahin! — Unglückliches Kind, haben wir dieses an dir erleben müssen!“ — Sie suchten ihr Kind gleich auf, nahmen es alleinig zu sich; der Vater fragte anfangs in Güte, und da das Kind mit der Sprache nicht heraus wollte, drang er mit allem Ernste daran. „Sage! mit was für Kameraden gehest du um? Wozu haben sie dich verführt? — Da fieng der Knabe frenlich zu weinen und zu bitten an; gestand aber alles, und erkannte sein Unrecht und Unglück.

Was wollten nun die guten Aeltern thun? Der Vater war jetzt allein auf das bedacht, wie er seinen verführten Sohn wieder auf bessere Wege bringen könnte. Er gieng zum Pfarrer, und bath ihn um Rath und Hilfe. Der Pfarrer ward dadurch aufmerk-

sam gemacht: er sah und fragte weiter nach; da fand es sich leider! daß viele Verführer und verführte Kinder in seiner Gemeinde waren. O die unglücklichen Jungen! — Aeltern sehet sorgfältig nach, mit wem eure Kinder umgehen.

Danklied eines Vaters,
dem Gott gesunde Kinder verlieh.

Mein Vaterherz freut sich des Glücks, das
mir mein Gott bescheert,
Er hat gesunde Kinder mir nach Herzens-
wunsch gewährt.

Ha! wenn ich meine Kleinen seh', wie
jugendlich sie glühn;
So freuts mich, wie den Gärtner, wenn
ihm früh die Rosen blühn.

Dem Gärtner ist sein Garten fremd, mir
sinds die Kinder nie:

Sie sind mein Fleisch, mein Blut, mein Ich,
mein ganzes Selbst sind sie.

Sie blühn mir noch, wenn ihm im Frost
des Gartens Grün erstirbt:

Sie bringen ewig Frucht, da ihm so
manche Frucht verdirbt.

Sie folgen mir als Eigenthum in jene bes-
 sre Welt,
 Und werden selig dann, wie ich, mir ewig
 zugesellt.

Bis dahin sind sie mir ein Pfand der
 Liebe meines Herrn;

Und ruft er uns, so bring' ich sie, und
 bringe sie ihm gern.

Indeß will ich dem Vaterland sie tugendhaft
 erziehn:

Dies sey, so lange ich lebe, hier mein selig-
 stes Bemühn;

Und wird der liebe Gott dazu mir seine
 Gnad' verleihn;

So weiß ich es mit Zuversicht, mein
 Tagwerk wird gedeihn.

Keinlichkeit erhält den Leib,
 Zieret Kinder, Mann und Weib.

Ein sonst vermöglicher Mann hatte sieben
 Kinder, die recht zu bedauern waren. Denn
 fast alle waren kränklich, oder doch von An-
 gesicht bleich und mager; und keines wollte
 wachsen. Wenn sie in die Schule kamen,

wollte kein anders Kind bey ihnen sitzen, weil sie einen unangenehmen Geruch von sich gaben, und sich beständig juckten. Man sah sie nie recht fröhlich oder munter. Sie mußten auf Verordnung des Arztes bald dieß, bald das brauchen und einnehmen. Ihr Vater gieng seinem Gewerbe nach, und überließ alle Sorge seinen zweyen Dienstmägden; die aber noch sehr jung waren, anderen Dingen nachgiengen, und die Kinder Kinder seyn ließen. Die Mutter war selbst fast beständig krank.

Nun geschah es, daß eins von den größern Kindern zum Sterben krank wurde. Man ließ den Pfarrer des Orts rufen. Dieser war daselbst noch nicht lang Seelsorger, und kam jetzt das erstemal in ihr Haus. Er sah sich bald genug, wie es da zugieng. Die Aeltern klagten wehmüthig, daß sie mit ihren Kindern so unglücklich wären. „Liebe Leute! sagte der Pfarrer, mich nimmt es nicht Wunder, daß eure Kinder so elend sind; es kann ja nicht anders seyn, da es in eurem Hause (nehmet es mir nicht übel) so unsauber und unreinlich zugeht, und eure Kinder ganz verwahrloset und voll Schmutzes sind; die Wäsche fault ihnen ja an dem Leibe, sie sind weder gekämmt, noch gewaschen; man sehe nur ihre Hände, und ihre Kleider an.“

Die Aeltern entschuldigten sich: der Vater sagte: er wäre unter Tags selten zu

Haus, und müßte seinen Geschäften nachgehen: die Mutter jammerte, daß sie selbst die meiste Zeit bettliegerig wäre, sie hätten deswegen ihre Dienstmägde, daß sie der Kinder pflegen und warten sollten. —

„Dienstbothen, versetzte der Pfarrer, haben selten so viel Verstand, oder so viel Liebe zu den Kindern, daß man sich auf selbe in einer so wichtigen Sache ganz sicher verlassen könnte. Die Kinder sollten selbst frühzeitig zur Keinlichkeit und Säuberlichkeit angehalten werden, denn auch die Aeltern können nicht beständig nachsehen.“ Er gab dann den Kindern einen schönen Unterricht, wie sie sich in allen Stücken sauber und reinlich halten sollten, und schickte ihnen hernach ein Büchlein ins Haus, in welchem dieß alles umständig angezeigt war.

Die Kinder sahen bald besser aus; sie wurden in kurzer Zeit ganz frisch und munter, und brauchten künftig weder Arzt, noch Arzneymittel mehr.

Die Kranken Kinder.

In einem gewissen Städtchen waren jüngst die Kinderpocken so allgemein, daß fast kein

Kind davon verschont blieb. Unter andern lagen auch des dortigen Beamten zwey Kinder, Philipp und Henriette daran krank; aber wie verschieden war dabey ihr Betragen! — Philipp ein Knabe von 10 Jahren war noch niemals krank gewesen, und nun schien es ihm ganz unleidlich, daß er im Bette sollte liegen bleiben. Anfangs begegnete er jedermann verdrüsslich, belohnte die zärtliche Sorgfalt seiner guten Aeltern mit lauter ungeduldigen Reden, und wilden Gebärden, verlangte bald dieß, bald jenes; und wenn es ihm gebracht wurde; so fand er es doch nicht recht. Er schimpfte auf den Arzt, stieß das Glas, worin die Medizin war, oder den Löffel von sich, besleckte damit sein Bett, und Schlaffleid, bis endlich die Krankheit so zunahm, daß er vor Mattigkeit nicht mehr unartig seyn konnte. Aber, so wie diese wieder abnahm, wurde er zusehends wieder unbändiger, riß sich die halb abgetrockneten Blattern ab, ungeachtet ihn seine gute Mutter inständigst bath, sein Gesicht nicht zu verunstalten. Was ihm der Arzt bei der Genesung vorschrieb, befolgte er gar nicht; sondern suchte in Abwesenheit der Aeltern durch das Hausgesind verbothene Speisen, Getränke und Nascherenen zu erhalten.

Aber nun, meine lieben Kleinen! werdet ihr fragen, wie sich Philipp bei diesem Betragen befunden habe? — Wie ihr leicht

denken könnte. — In der Krankheit selbst empfand er wegen seiner Ungeduld alle Schmerzen und Ungemächlichkeiten doppelt, vergrößerte sich die Hitze und Beängstigungen, und endlich blieben garstige Näten, und Narben in seinem Angesichte, nicht anders, als wären sie lebenslängliche Beweise seiner unartigen Aufführung. Selbst mit der Besserung gieng es außerordentlich langsam her; denn da der Ungehorsame die Vorschriften des Arztes nicht befolgte, so gieng seine Genesung oft wieder rückwärts.

Philipps Schwester die sanfte Henriette betrug sich ungleich artiger und besser. Sie war durchgehends das Gegentheil von ihrem Bruder. So bald sie sich krank fühlte, verhielt sie sich nicht nur ganz ruhig; sondern sie erhob auch ihr Herz zu Gott, und flehte ihn als Herrn über Tod und Leben um Erleichterung und Hilfe an. Die Arzeneien gebrauchte sie pünktlich nach dem Willen des Arztes, und wenn ihre zärtliche Mutter voll Kummer und mit Thränen im Auge an ihrem Bette saß, so tröstete sie dieselbe recht rührend. Sie aß und trank nichts, als was ihr erlaubt war; sie kratzte sich die Blattern nicht zu ungeduldig ab, kurz, sie versäumte nichts, sich und allen, die um sie waren, ihre Krankheit zu erleichtern. Sie hatte aber auch den Vortheil, daß sie ehender, als ihr wilder unbändiger Bruder genas, von

allen im Hause mit der größten Bereitwilligkeit gepflegt wurde, und ihr schönes Gesichtchen glatt blieb, und nicht die geringste Verunstaltung erlitt.

Liebe Kinder! wie sehr wünschte ich euers eignen Wohls wegen, ihr möchtet euch, im Falle euch Gott einmal durch eine Krankheit prüfen wird, die sanfte folgsame Henriette zum Beispiele nehmen.

Danklied für die Gesundheit.

Ich bin gesund, und bin vergnügt,
Das ist so dankenswerth!
Wer auf dem Krankenbette liegt,
Fühlt erst, was er entbehrt.

Wie mancher lebt durchs ganze Jahr
Nicht Einen muntern Tag!
Das ist ein Leben doch fürwahr,
Das man nicht neiden mag.

Und was sind doch wohl Hab' und Gut,
Was alle goldne Spreu,
Fehlt uns Gesundheit, froher Muth,
Und gutes Herz dabey?

Und hätte ich die ganze Welt,
 Und schleppte mich so siech;
 Das Leben wär' mir doch vergällt,
 Ich lebte jämmerlich.

Gesundheit ist der größte Schatz,
 Weh dem, der sie entbehrt,
 Sie auf der Wollust Tummelplatz
 Erst schwächt, und dann zerstört!

Im siechen Leib' siecht auch der Geist,
 Sie stehn zu eng' im Bund;
 Wenn jenen Krankheit niederreißt,
 Ist auch der nicht gesund.

Dann schwanken beide ohne Kraft
 Durchs ganze Leben hin,
 Ein Leben, das nur Elend schafft,
 Nie frohen muntern Sinn.

Drum dank' ich dir, mein lieber Gott!
 Für der Gesundheit Glück;
 Und wem sie fehlt, dem gieb, o Gott,
 Dieß größte Lebensglück.

Danklied eines guten Kindes
 nach überstandener Krankheit.

Du lieber Gott, wie gut bist du!
 Du gibst uns viel Vergnügen!

Ich kann die Nacht in süßer Ruh
Auf meinen Kissen liegen.

Vor kurzem noch war ich so krank,
Da konnt' ich gar nicht schlafen.
Ach manches Kind ist wohl noch krank,
Und kann noch gar nicht schlafen.

Und manches krümmt sich gar auf Stroh,
Voll Angst und voller Schmerzen:
Ich bin gesund, daß bin ich froh!
Kann wieder munter scherzen.

Froh dank ich, Gott! froh dank ich dir
Für alle, alle Freuden!
Ach, lieber Gott, wie wohl ist mir,
Wie wohl nach so viel Leiden.

Nun will ich auch mit heiterm Sinn
Mein ganzes Leben leben,
Und stets, so lang ich munter bin,
Für's Gute mich bestreben.

In die Hitze zu trinken, ist schäd-
lich, und sündhaft, weil man sich
dadurch um Gesundheit und
Leben bringt.

Luischen war ein wildes Kind;
Noch wilder fast als Knaben;

Sie schlug die Lehren in den Wind,
Die ihr, die Nestern gaben.

Einst lernte sie im Blindekuh,
Wie Bauern in der Schenke,
Schrie, wie ein Fuhrmann, he! und hu!
Und sprang auf Tisch und Bänke.

Der Schweiß floß von der Stirn aufs
Kleid,
Wie große Regentropfen;
Man hörte schon drey Schritte weit
Ihr Herz im Busen klopfen.

So schlich sie heimlich fort, und lief
Frisch einen Trunk zu wagen,
Ihr Bruder Karl schlich nach und rief:
Halt ein, sonst muß ichs sagen.

Zwischen droht' ihm, nahm das Glas,
Und trank's mit vollen Zügen;
Karl, sprach sie drauf, Karl sagst du was,
Gewiß so sollst du's kriegen!

Karl schwieg und dacht' ein wenig Bier
Wird keinen Schaden bringen!
Und damit lief er weg von ihr,
Noch brav herum zu springen.

Karl kam am andern Morgen früh
In seiner Schwester Kammer:

Ach! wie erschrock er über sie!
Was sah er da für Jammer!

Die arme Kleine konnte schier
Nicht stehen, liegen, sitzen;
Bald stach sie's dort, bald wieder hier,
Wie lauter Nadelspitzen.

Karl lief im Garten, schrie, und rang
Die Haut sich von den Händen;
Sah himmelwärts, und schluchzte lang,
Den Tod noch abzuwenden.

Man rührt der Kranken Tropfen ein,
Die gut, doch bitter waren.
Da half kein Bitten, und kein Dräun;
Sie ließ den Löffel fahren.

Und schrie: Ich kann unmöglich ja
Die Gall' hinunter bringen! —
Vergebens sagte die Mama:
Mein Kind, du mußt dich zwingen!

Nimm, sprach der Doktor, liebes Kind!
Sonst dringt der Tod zum Herzen; —
Was halfs? Lutschen schlugs in Wind,
Und litt viel lieber Schmerzen.

Erfüllt war leider viel zu bald,
Was ihr der Doktor sagte:

Zwischen lag schon starr und kalt,
Noch eh' es wieder tagte.

Karl sah sie, schrie erschrecklich: Ha!
Und fiel in Ohnmacht nieder.
Er fiel; weg war sein Athem da,
Und kam auch niemals wieder.

Man legte beid' in Einen Sarg,
Den, wenn ihr einstens reiset,
Man heut zu Tage noch in Warg
Nicht weit von Leipzig weiset.

Lied eines Schwindsüchtigen.

Weh mir! es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Ein wahres Bild der Noth;
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich:
Und huste mich fast todt.

Die Luft (drein herrlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,

Und daraus jede Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt)

Die ist für mich nicht frey, nicht Heil;
Mein Athem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Theil
Mich martern und fastey'n.

Und doch labt und erquickts mich nicht,
Macht mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zerstückt,
Welkt jämmerlich dahin.

Der Schlaf, der alle glücklich macht,
Will auch mein Freund nicht seyn;
Er läßt mich oft die ganze Nacht
Mit meiner Noth allein.

Die Aerzte thun zwar ihre Pflicht,
Und stecken drum und dran;
Allein sie haben leider nicht,
Das, was mir helfen kann.

Mir hilft allein nur Sarg und Grab;
O! sängen an der Thür
Sie schon, und senkten mich hinab,
Wie leicht und wohl wär's mir.

Doch ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur Trost, o Gott! und etwas Lust!
Du hast der Lust so viel.

Der Bauernknabe
als er den kleinen Junker Heinrich
krank erblickte.

Wie? Heinrich krank? Das süße Kind,
Das gestern noch gelacht?
Daß krank auch reiche Kinder sind,
Dieß hätt' ich nie gedacht.

Ein solches Kind hat nimmer Noth,
Darf niemals hungrig seyn;
Konfekt ist es, und Zuckerbrod,
Und trinkt Kaffee und Wein.

Und ich und Hanneken sind gesund
Wie eine Rose roth;
Wir nehmen fast nichts in den Mund,
Als Milch und schwarzes Brod.

Und frisches Wasser trinken wir
Bey immer frohem Sinn. —
Du lieber Gott, wie dank ichs dir,
Daß ich kein Junker bin.

Gemeinn. Sonntagsbl. 1796. No. 13.

Von der Mäßigkeit. Ein Gespräch.

* * *

Der Lehrer. Ich habe diese Tage zwei sehr lehrreiche Verse gelesen:

„Wie thöricht ist's, sich vieles nöthig machen,
Das theuer ist, und deß ich nicht bedarf.“

Glaubst du nun wohl, lieber Karl, daß man thöricht handelt, wenn man sich etwas Unnöthiges nöthig macht?

Karl. O ja, das glaube ich allerdings. Wenn ich z. B. statt des gemeinen gut gebacknen Hausbrods nur immer Semmeln essen wollte.

Lehrer. Wodurch wird einem das Unnöthige nöthig?

Karl. Wenn man sich verwöhnt.

Lehrer. Recht. Denn (um bey deinem Beispiele zu bleiben) der Magen desjenigen, der immer Semmeln isst, wird endlich zu schwach, um gröberes Brod zu verdauen. — Fallen dir nicht noch andere Beispiele bey?

Karl. Wer das Wasser für kein gut Getränk hält, und wenn er Durst hat, glaubt,

er müsse selbst nur durch Bier oder Wein löschen.

Lehrer. Zumal, wenn er gar starkes Bier, oder zu hitzigen Wein tränke. — Oder wer meint: Auf jede Mahlzeit gehöre ein Schluck Brandwein, sonst werde sie nicht verdauet. — Ich weiß aber noch ein anders Beyspiel, wo so eine Verwöhnung dem ganzen Nahrungsstand recht schädlich wird; nämlich: daß leider auch unter gemeinen Leuten die Gewohnheit, täglich wenigst einmal Kaffee oder Thee zu trinken, stets mehr überhand nimmt.

Karl. Wie? sollte das so schädlich seyn, Herr Lehrer?

Lehrer. Was gehört zum Kaffee?

Karl. Heiß Wasser, Zucker, und Kaffee.

Lehrer. Wenn nun, besonders am Morgen, oder Nachmittags Wasser heiß gemacht werden soll, was braucht man dazu?

Karl. Feuer.

Lehrer. Also Holz. Wächst die Kaffeebohne und das Zuckerrohr hier zu Lande?

Karl. Nein; sondern in fremden Ländern.

Lehrer. Also muß Geld dafür ins Ausland geschickt werden, welches nicht wieder zurückkömmt, folglich wird das Land, welches kaufen muß, am Gelde ärmer. — Aber es ist noch ein anderer Schade dabey;

der Mensch, der sich einmal an diese warmen Getränke gewöhnt hat, wird dadurch, daß er sie endlich übermäßig genießen lernt, weil sie gut schmecken, weichlich und schwach, wird dadurch ein Sklave seiner Gewohnheit, und hat zu seiner großen Ungemächlichkeit ein kostspieliges Bedürfnis mehr, als andere Menschen, die sich von so einer Gewohnheit frey erhielten. Von dem Verlust der kostbaren unwiderrufflichen Zeit, die zum Kaffee-Brennen und Kochen verwendet wird, jezt nichts zu melden. — Was hast du nun aber, mein lieber Karl, hieraus zu lernen?

Karl. Daß ich mich an nichts gewöhnen will, was nicht mit meinem Stande, mit meiner Gesundheit, und dem Wohlfeyn meines Vaterlandes bestehen kann.

Lehrer. Und woran willst du dich denn gewöhnen?

Karl. Ich will mich zur Mäßigkeit, und zur ächt deutschen Abhärtung gewöhnen.

Lehrer. Was verstehst du unter dem Worte Mäßigkeit?

Karl. Die Enthaltung von allem Unnöthigen, und Uebersflüssigen.

Lehrer. Dann mußt du aber Zeit Lebens trocken schwarzes Brod essen und Wasser trinken?

Karl. Ich glaube nicht, wenn ich etwas Angenehmers habe. Nur muß ich mein

Fritz. Aber wozu soll mir das nützen?

Vater. Dazu, daß du dich frühzeitig übest, so viel Gewalt über dich zu gewinnen, eine Sache, die du lieb hast, fahren zu lassen, sobald es seyn muß.

Fritz. Aber dieß muß ja nicht seyn.

Vater. Frenzlich nicht; du kannst immer noch reiten, wenn du willst. Aber wenn etwas schon wirklich seyn muß, so ist es nicht mehr Zeit, sich darauf vorzubereiten.

Fritz schwieg, und blieb nachdenkend stehen. Er fühlte etwas von dem, was der Vater gesagt hatte; aber doch nicht alles.

Vater. Willst du eine Geschichte hören, woraus du lernen kannst, wie gut es sey, wenn man sich gewöhnt, seinem Vergnügen nicht zu sehr nachzuhängen.

Fritz. O ja, Vater!

Vater. Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tage mit Naschwerk gefüttert. Es wurde dadurch so sehr an die Leckerenen gewöhnt, daß es auch nachher, als Knabe, sich immer darnach sehnte, und gleich zugriff, wo es nur dergleichen stehen sah. Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm rieth, sich bey Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könnte. Karl, so hieß der Knabe, meinte, das hätte so lange Zeit, bis ers nicht mehr haben könnte; und so versuchte ers nie, sich zu bemeistern. Endlich

Kam er wirklich vom väterlichen Hause weg zu einem Herrn, bey dem er strenge gehalten wurde, und wo von Naschwerk gar nichts zu sehen war. Was that Karl? — Er kaufte sich täglich von seinem Taschengelde Rosinen, Mandeln, und Zuckerwerk, bis das Taschengeld ganz verzehrt war. Indes ward seine Begierde immer stärker geworden; und nun schien es ihm eine gänzliche Unmöglichkeit, sich mehr bezwingen zu können. Da er nun kein Taschengeld mehr hatte; so verkaufte er anfangs einige seiner Kleidungsstücke, und da er endlich gar nichts mehr zu verkaufen hatte: so — mich schaudert, indem ichs erzähle! — bestahl er seinen Herrn.

Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lang nicht bekannt würde? Auch dieses Bubenstück kam an den Tag. Um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Verbrecher auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr. Der menschlichen Strafe war er nun zwar entgangen, aber nicht der göttlichen. Das Schiff, worauf er sich befand, scheiterte, und der Unglückliche ward von den Wellen verschlungen.

„O! das ist schrecklich, sagte Fritz.

„Ja wohl schrecklich, antwortete der Vater. All das Unglück kam aber doch von nichts andern her, als daß der Knabe nicht bey Zeiten gelernet hatte, sich ein Vergnü-

gen zu versagen, ehe es ihm zur Gewohnheit geworden war, dasselbe zu genießen. — Merkst du nun, mein Sohn, warum ich dir den Versuch riet, heute nicht auf dein Schaukelpferd zu steigen?”

Fritz. O ja, Vater! Ich will auch heute nicht darauf steigen, und das will ich alle Tage mit verschiedenen Vergnügen so machen, bis ich so viel Macht über mich selbst habe, daß ich alles thun und lassen kann, so oft, und wie ich will.

Der Vater umarmte ihn, und freute sich sehr über diesen ernsthaften Entschluß. Noch mehr freute es ihn, da er sah, daß Fritz auch Wort hielt. Diesem ward es hernach auch bey allen andern Dingen eben so leicht, sich ein Vergnügen zu versagen, und dieß bewahrte ihn vor manchem Kummer.

Wohl dem Kinde, das Fritzens Beispiele frühzeitig nachfolgt, und seine Lüsterheit früh bemeistern lernet.

Der kleine Näscher.

Fritz war ein herzensguter Junge,
Das Lernen war ihm nur ein Spiel;
Doch auf den Wohlgeschmack seiner Zunge
Hielt, leider! Fritschen gar zu viel.

Mit Diebstahl hätte er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert.
Allein im Punkt der Leckerbissen
War es doch nicht ganz unversehrt.

Selbst ein Paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen hielt er für erlaubt;
Denn ach! ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt.

Die Speisekammer zu bemausen
Stieg er durchs Fenster einst hinein.
Da, dacht' er, giebt es was zu schmausen;
Da wird gewiß noch Lorte seyn.

Doch diesmal fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand nichts, als nur ein wenig Zucker
In einem irdnen Näpfchen da.

Mit seinem nassen Finger düpfte
Der Leckermund das Näpfchen aus;
Und aus dem ofnen Fenster schlüpfte
Der Dieb gleich einer Katz hinaus.

Doch bald fieng er sich an zu krümmen
Gleich einem Wurm, und ächzt' und schrie;
Denn solch ein Brennen, solch ein Grimmen
In den Gedärmen fühlt' er nie.

Bergebens wars, um Hülfe stehen,
Sein Naschen bracht' ihn schmerzlich um;

Was er für Zucker angesehen,
 War größtentheils Arsenikum.*

Die Selbstüberwindung.

Fritz war sehr heftig von Gemüth,
 So oft ihm auch sein Vater rieth,
 Daß er gelassen werden sollte,
 So gern er auch gehorchen wollte:
 Doch hatt' er Tag für Tag mit den Geschwi-
 stern Streit,

Oft um die kleinste Kleinigkeit.

Dann klagt' er dem Papa sein Leid:

„Ich wollte gern, allein ich kanns nicht las-
 sen;

Ich bin gleich außer mir, und kann mich
 nicht mehr fassen.“ —

„Willst du, so kannst du auch! nur habe
 guten Muth.

Wirft's sehn, was fester Ernst für große
 Dinge thut.

Geh vor mir hin in unsern Blumengarten;!
 Gleich folg' ich dir. —

Der Vater ließ ihn lange warten;

Sehr lange. Fritzen schmerzt' es schon.

Er seufzte, stöhnte, wollte weinen.

Doch als der Vater kam mit allen Kleinen,

* Ein starkes Gift.

War er doch froh und freundlich, wie ein
guter Sohn.

„Nun, Kinder, macht ein Spiel auf euer
Regelbahn.“

Dies Spiel stund Frixen gar nicht an.
Er wollte stets fast alle Regel niedermachen;
Das gab den andern viel zu lachen;
Dann war gleich Zorn und Eifer da.
Dem ungeachtet ward gepudelt,
Und Frixchen recht nach Herzenslust gepudelt;
Doch dießmal aus Respekt vor den Papa
Verbiß er seinen Zorn, und zwang sich mit
zu scherzen;

Und wie ein Scherz den andern gab,
Kuhlt' auch sein Eigensinn sich ab;
Bald scherzt' er mit aus frohem Herzen.

Wie kam's? fragt' hernach Papa,
Du hieltest dich recht wohl, und bliebst so
ganz gelassen?

Aus Liebe gegen mich? — Recht wohl. Nun
siehst du ja,

Daß es dir möglich ist, du kannst dich fassen.
Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst dar-
um bemüht.

Was thut denn das dabey, daß dich dein Va-
ter sieht?

Willst du mit Ernst, daß es geschehe;

So siehst du ja, daß es geschieht.

Vermagst du es, wenn ich dich sehe,

Warum nicht auch, wenn Gott dich sieht? —

Der Waghals.

Früh, den seine Kameraden mit Recht den Waghals nannten, hieß alle seine Gespielen, die dasjenige mieden, was ihnen gefährlich schien, oder wovor sie erfahrene Leute warneten, feige Memmen. Er selbst hatte keine Belustigung so lieb, als wo etwas zu wagen war.

Sah er irgend eine Leiter stehen, so mußte er hinauf, wenn er gleich nicht beurtheilen konnte, ob sie auch sicher wäre, oder fest stünde. Ein Paar Nüsse oder Kirschen zu kriegen, wagte er sich auf die schlanksten und dünnesten Zweige der Bäume und das gemeiniglich, wenn gar kein erwachsener Mensch dabei war. Wo die Stiege einen Absatz von drei oder vier Stufen hatte, da sprang er insgemein leichtsinnig mit gleichen Flüssen hinunter.

Er hatte zwar schon manchen kleinen Schaden erlitten, und Aeltern und Lehrer straften ihn seiner kindischen Verwegenheit wegen öfters; er besserte sich aber doch nicht.

Endlich ward er durch folgenden großen Schaden, aber leider zu spät klug gemacht.

Einst sprang er auf Klobsbäumen herum, die neben einander abgesondert auf dem Wasser lagen. Er sprang, trat fehl, fiel, brach ein Bein, und blieb mit dem rechten

Arme sich anhaltend zwischen zweyen Bäumen, mit dem Unterleibe im eiskalten Wasser, eine Zeit lang hangen.

Er wurde zwar endlich mit genauer Noth gerettet; aber das Bein ward nach Erduldung entsetzlicher Schmerzen übel geheilt, und durch die zu plötzliche Erkältung, indem sein Leib durch das wilde Herumspringen mit Schweiß ganz überronnen war, als er ins Wasser fiel, hatte er sich auch noch die leidige Schwindsucht zugezogen.

Der leichtsinnige Waghals lebte hierauf als ein elendes Krüppel, und immer kränkte sich nur mehr kurze Zeit. Er starb unter den bittersten Gewissensvorfürfen, weil er selbst die Ursache seines zu frühen Todes war.

Von dem großen Werthe gesunder Glieder.

Nonrad gieng einmal über Land, kam matt und verdrüßten bey einem Wirthshause an, wo er sich einen Krug Bier, und ein Stück schwarzes Brod geben ließ, äußerst unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte, und sich kein bessers Mittagmahl bezahlen konnte.

Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerollt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten, und eine Fla-

sche Wein reichen ließ, das er in seiner Rutsche verzehrte. Konrad sah ihm hämisch zu und dachte: Wer es doch auch so gut hätte! Der Reiche merkte es, und sagte: „Hättest du wohl Lust mit mir zu tauschen?“ „Das versteht sich,“ antwortete Konrad, ohne sich lange zu bedenken; steige der Herr nur heraus, und gebe mir alles, was er hat; ich will ihm auch alles geben, was ich habe. So gleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott! welcher Anblick! seine Füße, waren gelähmt, er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er seinen ganzen Körper stützte. He! fragte er, hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?

„Wen Gott nicht!“ gab Konrad erschrocken zur Antwort. Meine zwen gesunden Füße sind mir lieber, als tausend Pferdefüße. Ich will lieber schwarzes Brod essen und mein eigener Herr seyn, als Wein und Braten haben, und mich wie ein kleines Kind von andern umher führen lassen. „Mit diesen Worten stand Konrad auf, und gieng ungleich zufriedner, als er kam, seine Wege.

Hast Recht! rief ihm der Reiche nach. Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Napfen, mein Geld, alles dafür haben. Ein gesunder armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel. „

Kinder! habt ihr dem gütigen Schöpfer für eure gesunden Glieder auch schon einmal herzlich gedankt? — O möchtet ihr sie nie zum Laster, oder zum Schaden eurer Mitmenschen missbrauchen! Welche Verantwortung würdet ihr euch dadurch vor dem gerechten Gott zuziehen? —

2.

Der persianische Gelehrte, *Soemann*, erzählt von sich: „Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit sehr geirrt, der Himmel hat es mir auch so schlimm mitgehen lassen, als er je gewollt hat, außer ein einziges Mal, da ich baarsfuß gehen mußte, weil ich nicht so viel Geld hatte, mir ein paar Schuhe zu kaufen. Ich gieng also ganz traurig zu *Kufa* in den Tempel. Als ich daselbst einen Menschen antraff, der gar keine Füße hatte, war ich mit meinen bloßen Füßen gerne zufrieden, und dankte meinem Gott herzlich, daß ich noch ohne Schuhe gehen konnte. Es war ja besser keine Schuhe, als keine Füße haben. Wie gerne wäre der gute Mensch baarsfuß gegangen, hätte er nur Füße gehabt.

Möchte jeder Unzufriedene so, wie *Soemann*, sich immer mit noch unglücklicheren Menschen vergleichen, wie zufrieden würde er insgemein von so einer Vergleichung zurückkommen, und sich ferner gegen seinen Gott zu murren schämen! —

Ende des ersten Bändchens.

